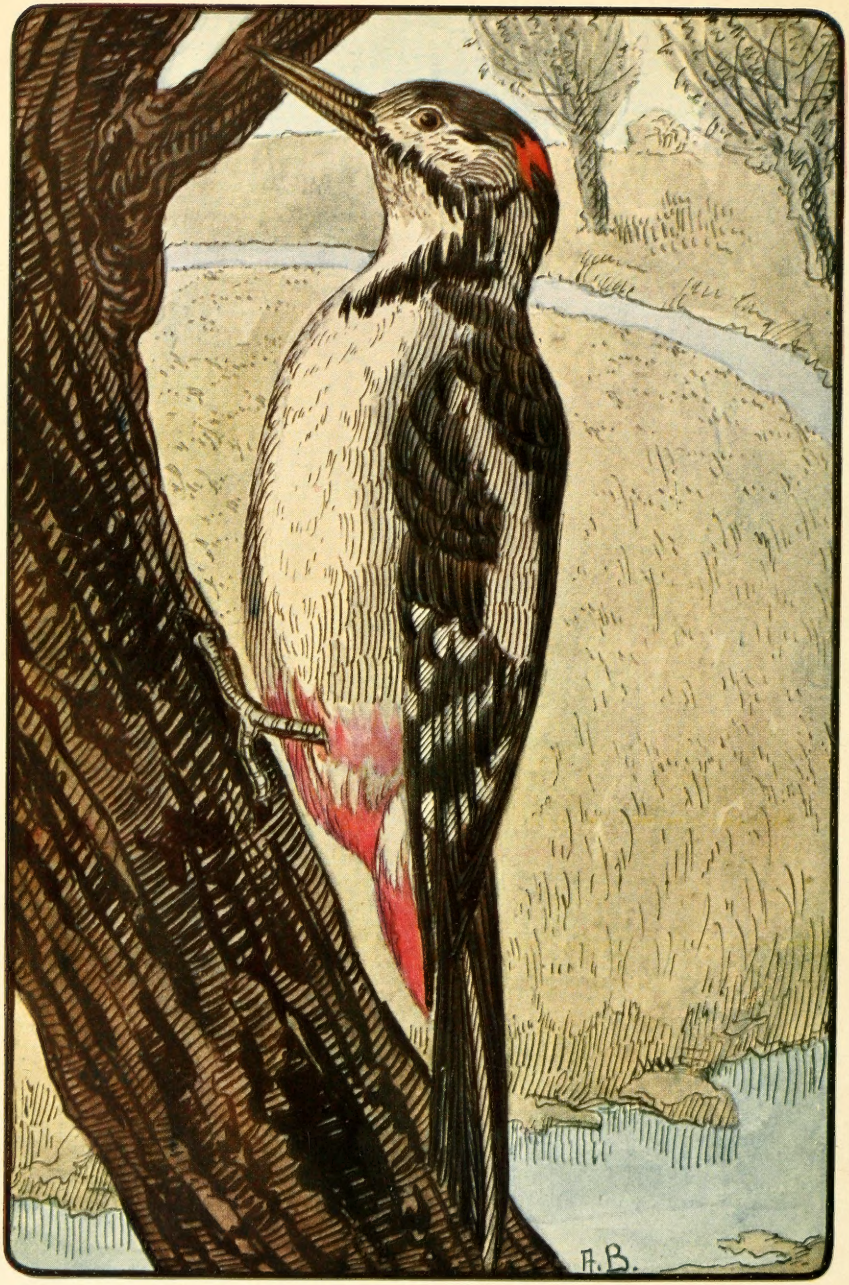
Gefiederte Bau-künstler.

Verlag von A. Anton & Co., Berlin und Leipzig.

wer will
vermag
u. Co.

Aus der Bücherei
von

Z-3



Der Buntspecht.

598.2
W853

Birds
QL
675
W85
1910
Birds

Gefiederte Baukünstler

Charakterschilderungen aus der Vogelwelt

mit besonderer Berücksichtigung der

Nestbauart der Vögel

von

Eduard Wolf-Harnier

Mit einem Deckelbilde und drei Buntbildern von

A. Busch

und Federzeichnungen von

Eduard Wolf-Harnier

Leipzig und Berlin
A. Anton & Co.
Verlag für Pädagogik und Jugendliteratur

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vom Verlag vorbehalten.

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

Vorwort.

Wie magſt du, Menſchenherz, noch fragen:
„Wo weilt das Glück mit ſeiner Luſt?“
Wirf ab dein Bangen und dein Zagen
Und drück' dich an der Schöpfung Bruſt!

Mit unausſprechlicher Freude erfüllt den Wanderer der Anblick der wechſelreichen Bilder traulichen Gemeinſchaftslebens in Feld und Flur, Wald und Wieſe. Das Gefühl des Unbehagens, das ſich ſeiner im bitteren Kampfe ums tägliche Brot bemächtigte, entweicht und gibt einer glücklicheren Stimmung in ſeiner Seele Raum. Hier draußen findet er, was er in den geräuſchvollen Gaſſen und Straßen in Dorf und Stadt vergeblich ſuchte: ein Stück unverfälſchter Gottesnatur. Frei, wie der Vogel, der über ſeinem Haupte ſingt und jubelt, blickt er hier in die Welt, um ungeſtört die Freude und Luſt zu trinken, welche die ihn umgebenden Fluren und deren Weſen atmen. Darum hinaus, hinaus ins Weite möchte ich alle führen, hinaus in die blühenden Felder und den bräutlich geſchmückten Wald. — Kommt! — Schaut an und freuet euch mit mir!

Die lieben Vöglein ſind es, die ich zum Gegenſtand meiner Betrachtungen machte, in deren Intereſſe ich Stift und Feder rührte. Sie ſind meine Freunde. Mit ihnen zu verkehren, ſie zu beobachten, für ſie ein gut Wort einzulegen, von ihren großen Vorzügen und ihren Verdienſten im Haushalte der Natur zu erzählen, iſt mir Bedürfnis geworden.

In dem vorliegenden Werke habe ich beſonders ihre Baufertigkeit behandelt und ſie, dem Charakter ihrer Neſtformen entſprechend, in

verschiedene Berufsgruppen eingeteilt. Wenn ich auch in erster Linie die Absicht verfolgte, das Großartige und Bewundernswerte in ihren baulichen Erzeugnissen zu beleuchten und damit einen im großen und ganzen noch völlig neuen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung zu bieten, so war mir's andererseits doch auch darum zu tun, für meine befiederten Baumeister um Freundschaft zu werben. Aus diesem Grunde entschied ich mich für die Darstellungsform von Charakterbildern, die einer ausführlicheren, herzlicheren Schilderung Raum geben. Nicht immer war es mir möglich, nur aus dem Born meiner eigenen Beobachtungen zu schöpfen, darum mußte ich hin und wieder — in Wort und Bild — die Ergebnisse der Forschungen anderer Vogelfreunde zu verwerten suchen.

Wo es sich um die Schilderung wenig bekannter Vögel handelt, habe ich stets ein Bild der zugehörigen Landschaft mitgezeichnet, um das Tier möglichst in seiner Umgebung, im Verkehr mit den Menschen, Tieren und Pflanzen vorzuführen.

Möge die Arbeit erreichen helfen, was ich als Hauptzweck bei ihrer Herstellung verfolgte: Innige Befreundung mit der Natur und eine daraus sich ergebende feine und tiefe Herzensbildung die sich am schönsten in der liebevollen Behandlung der niedriger stehenden Kinder der Natur zeigt.

Berlin, im September 1910.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Allgemeines 1
Ostern 10

1. Töpfer.

Der Grauling 11
Der Töpfervogel 13

2. Maurer.

Die Schwalben 16
Nun scheiden sie wieder 22
Die Singdrossel 23
Die Schwarzdrossel 26
Der Kleiber 27
Der Schattenvogel 31
Der Homraï 34
Der Jahrvogel 38
Der Tok 39
Ein Spaßvogel 40

3. Zementierer.

Die Salangane 44
Der Klecho 48
Der Guacharo 51

4. Zimmerer.

Der mittlere Buntspecht 56
Der Kampf ums Heim 60
Die Haubenmeise 61
Im Walde 64

5. Korbflechter.

Seite

Der Stieglitz 66
Sänger und Kritikus 70
Der Buchfink 71
Die Elster 73
Die Misteldrossel 75
Die Steindrossel 78
Der Grauspötter 80
Der Kardinal 81
Der Gartenlaubsänger 83

6. Weber.

Der Pirol 88
Der Haubenstärling 90
Der Erzhonigsauger 93
Der Baltimorevogel 96
Die Beutelmeise 98
Der Paradiesfliegenfänger 101
Die eigentlichen Weber 102
Der Bayaweber 110
Der Goldweber 112
Der Maskenweber 113
Der Mahaliweber 114
Der Viehweber 115
Die Paradieswitwe 116
Der Feuerfink 117
Der Blutfink 119

7. Schneider.

Der Schneidervogel 120
Der Cistensänger 122

8. Kasernenbauer.

Der Siedelsperling 125
Der Mönchsittich 129

9. Plattformbauer.

Seite

Der Fischadler 132
Der Jagdfalke 136
Der Uhu 142
Was der kluge Frosch erzählt 146
Gevatter Langbein 147
Der Störche Abschied 151

Allgemeines.

Voll Bewunderung stehen wir vor den Werken menschlicher Baukunst. Wir sehen in ihnen die großen Gedenktafeln, die in Stein übersetzten Geschichtsblätter der Völker, die uns, im Zusammenhange betrachtet und studiert, den allmählichen Fortschritt der Menschheit zeigen und uns von dem Aufschwunge ihres Geistes seit Jahrtausenden Zeugnis geben.

Wie in einem Garten die Blumen, so überschauen wir an der Hand der Kunstgeschichte der Völker die wunderbarsten Verkörperungen ihres geistigen Lebens und kraftvollen Schaffens. Hier sind es Riesenbauwerke aus kaum bezwingbaren Steinmassen, deren Anblick uns mit Staunen erfüllt. — Dort ist es der Form- und Farbenreichtum in Gliederung und Verzierung der Außen- und Innenwandungen der Baudenkmäler, der unser Auge fesselt und unsern Geist in die zauber- und märchenreichen Gefilde morgenländischen Denkens, Dichtens und Schaffens führt. — Hier ist es die Anmut und Grazie in der Behandlung und Ausführung der Einzelheiten, die uns entzückt; dort wiederum ihre geist- und würdevolle Verknüpfung zu einem gesetzmäßig gegliederten Ganzen, emporstrebend in jene lichtvolle Höhe, in der wir uns in Augenblicken innerlicher Erregungen und Gemütsbewegungen so unaussprechlich glücklich fühlen.

Die Vollendung, in der sich uns die vortrefflichsten Werke der Baukunst der Völker zeigen, setzte, wie schon angedeutet, das jahrtausendelange Ringen ihres Geistes voraus. In den herrlich gestalteten, gewaltigen Steinmassen triumphiert der Geist vieler, längst dahingegangener Geschlechter und redet zu uns von den unzähligen Kämpfen auf kirchlichem, politischem und privatem Gebiete, aus denen die Werke der Kunst wie aus einem gewaltigen Gärungsprozesse her-

vorgingen. — Die Baukunst der Völker ging mit ihrer kulturellen Entwicklung Hand in Hand.

Kindlich und anspruchslos, aber auch wild und roh, wie diese in ihrer Sinnesrichtung, in ihrem Denken und Empfinden, Sorgen, Wünschen, Glauben, Hoffen und Lieben ursprünglich waren, so gestalteten sie auch die Stätten, die ihren persönlichen und öffentlichen Angelegenheiten und Verrichtungen dienten. Sie verfolgten bei ihrer Instandsetzung einen rein praktischen Zweck, der zunächst nur darin bestand, sich gegen die unheilsamen Einflüsse der Natur und die Überfälle wilder Tiere zu schützen. Erst nach und nach wuchsen die Ansprüche in praktischer Hinsicht und vereinten sich endlich mit den Bedürfnissen für das Geschmackvolle und Schöne, die ihre Befriedigung in der Erzeugung dessen fanden, was wir heute Kunst nennen. —

Dieser geschichtlichen Fortentwickelung vom Einfachen und Rohen zum Formvollendeten und Schönen werden wir bei der Betrachtung der Erzeugnisse unserer befiederten Baukünstler nicht begegnen. Den Bedürfnissen für das Geschmackvolle und Schöne ist in ihren Werken nach unsern Vorstellungen und Begriffen nur in sehr geringem Maße entsprochen. Und dennoch sind sie in der schönsten Vollendung nicht nur unserer Beachtung, sondern auch unserer Bewunderung wert. Sie bieten Eigenheiten in bezug auf Wahl des Standortes, auf Form, innere und äußere Ausstattung, Wahl des Baumaterials, Zubereitung, Verarbeitung usw., die unser Auge fesseln und uns zu dem Ausrufe nötigen: Wie bringen diese kleinen, schwächlichen Tierchen mit ihren geringen Geistesausrüstungen und einfachen Handwerkzeugen solche Kunstwerke zustande! — Ja, das ist es gerade, was wir berücksichtigen müssen, um unsern lieben Baukünstlern gerecht zu werden und den Wert ihrer Kunstleistungen recht zu schätzen.

Wir würden uns vergeblich mühen, einen auch nur einigermaßen naturentsprechenden Vogelbau fertig zu bringen. Versuchten wir's einmal; und wären wir bei ernstlicher Mühe wirklich dahin gelangt, ein Nest herzustellen, das sich, unserer Meinung nach, dem Original ebenbürtig an die Seite stellen ließe, so würde uns die fachmännische Kritik eines befiederten Baukünstlers doch bald zu anderer Ansicht bekehren. Wir erlitten sicher eine Niederlage, die uns alle Lust zu ferneren Bauversuchen benehmen würde.

So, wie wir ein Vogelnest vor uns sehen, kann es eben nur der

Vogel bauen, der sich seiner als Kinderwiege bedienen will. Kein anderes Wesen, auch keiner seiner befiederten Genossen baut es ihm genau so nach. Jedes Nest ist eine Meisterleistung nach Anlage, Form, baulicher Durchführung und Einrichtung. Es ist weder zu eng, noch zu weit, weder zu flach, noch zu tief, weder zu hart, noch zu weich. So und nicht anders muß es sein, um seinen Zweck zu erfüllen.

Wie die Menschen die Wahl ihres Wohnsitzes nach den Erwerbsquellen treffen, so suchen sich auch die Vögel dort einzubürgern, wo ihnen die Land-, Wasser-, Wiesen- und Waldverhältnisse ein sicheres Auskommen verheißen. Sie treiben sich nicht, wie mancher glauben mag, bald in diesem, bald in jenem Winkel umher, sondern sind seßhafte Staatsbürger, die mit allen Fasern ihres Herzens an Heimat und Vaterland hängen. Nur wenige unter ihnen führen ein sogenanntes Zigeuner- oder Landstreicherleben. Mit untrüglicher Sicherheit erkennen sie die Vorteile, die ihnen die eine oder andere Gegend bietet. Ein einziger Orientierungszug genügt, um die ihrer Erhaltung dienende Tier- und Pflanzenwelt zu erforschen und nach ihrer Brauchbarkeit zu würdigen. Haben sie gefunden, was ihren Vorstellungen vom „Gutsein" entspricht, so lassen sie sich häuslich nieder. Da lacht und jubelt's, fliegt, flattert und hüpft's an allen Ecken und Enden. Stadt und Dorf, Straße und Gasse, Wald und Wiese, Berg und Tal, Wasser, Feld und Flur bieten höchst anziehende Bilder des bunten, wechselreichen Lebens und Treibens der verschiedenartigsten Zunftgenossen.

Hier begegnen wir einem Gassenbummler, Bettler und Kehrichtsammler, dort einem Straßenräuber, Abdecker und Knochenmüller. Hier verfolgen wir mit Interesse die Schwenkungen und sonstigen Flugkünste eines Geflügel-, Mäuse-, Frosch- und Schlangenjägers; dort fesselt uns das kluge und listige Treiben eines Wilddiebes, Fischers, Obst- oder Getreidespekulanten. Überall spähen Augen, scharren Pfötchen, picken, hacken und schnappen Schnäbelein. Von früh an, sobald die ersten Zeichen des Morgenrots den Anbruch des jungen Tages verkünden, jagen, plagen und schlagen sie sich herum; und spät erst, wenn die letzten Strahlen der Sonne die müden Fluren zum nächtlichen Schlummer küssen, suchen sie die Stätten auf, die ihnen für die wenigen Stunden der Nachtrast Raum und Sicherheit gewähren. Sie verstehen es, ein kurzes Leben lang zu genießen.

Das Liebesleben der Vögel fällt in allen Ländern der Erde mit

der Frühlingszeit zusammen. Mit dem Hochzeitsreigen der Erde beginnen auch die Hochzeitsfeierlichkeiten ihrer befiederten Kinder. Auch sie suchen sich bräutlich zu schmücken, singen, jauchzen und frohlocken, um das Wohlgefallen und die Zuneigung derer zu gewinnen, von deren Besitztum ihr irdisches Glück abhängig ist. Schwieriger als bei den Menschen, gestaltet sich die Eroberung eines Weibchens bei den Vögeln, weil, im Gegensatz zu jenen, unter ihnen das männliche Geschlecht in überwiegender Mehrzahl vertreten ist. Eine ganze Reihe stattlicher Burschen ist von vornherein dazu verurteilt, das eine oder das andere Jahr in der mißlichen Lage eines Junggesellen zu verbringen. Darum entwickeln sich in der schönen Zeit der jungen Liebe wahre Hetzjagden auf alles, was weiblich ist. Überall spielen sich Eifersuchtsszenen ab, die in den meisten Fällen in heftige Zänkereien und blutige Raufereien ausarten. Ist es einem Männchen gelungen, eine Schöne seiner Art durch besondere Liebenswürdigkeit und sonstige Charaktervorzüge an sich zu fesseln, so ist diese meistens fürs ganze Leben gewonnen. In Freud und Leid, Kampf, Not und Gefahr steht sie ihm als treu ergebene Lebensgefährtin zur Seite. Von dem stolzen Bewußtsein durchdrungen, daß sie dem Gatten unersetzlich, sein Ein und Alles sei, fordert sie von diesem tadellose Aufmerksamkeit und völlige Hingabe. Das geringste Vergehen seinerseits führt meistens zu sehr unliebsamen Auseinandersetzungen. Eine etwaige Vernachlässigung und Gleichgültigkeit kann sie dazu treiben, alles, was keusch und ehrbar ist, zu vergessen, die drückenden Fesseln des alten Ehejoches abzuschütteln und eine neue, aussichtsvollere Verbindung einzugehen. Schwer hält es dann, das einmal Verdorbene bei ihr wieder gut zu machen, das Verlorene wiederzugewinnen. Sie geht und kehrt so leicht nicht wieder. Tausend Augen leuchten ihr entgegen. In jedem Winkel steht ein Junggeselle auf der Lauer, der in Demut und Ergebenheit ihres Winkes harrt. Seine Rücksichtslosigkeit gegen häuslichen Frieden und eheliches Recht läßt nichts zu wünschen übrig. Er fragt nicht erst lange: Gestattet man, oder gestattet man nicht! sondern nimmt die Entwischte, alle Ansprüche des ursprünglichen Gatten mit kräftigen Schnabelhieben und wohlgezielten Flügelschlägen zurückweisend, in seinen männlichen Schutz. Sie ist sein.

Während der Liebesperiode denken beide in ernsteren Stunden daran, ein geeignetes Plätzchen für die Anlage eines Nestes zu suchen.

Am liebsten erwählen sie einen Ort, der möglichst in der Mitte ihres Wohngebietes liegt. Bald ist hier eine Baumkrone, Baum- oder Erdhöhle, Bodenvertiefung, Gartenhecke, Felsspalte, Mauerritze, Astgabel, Kirchturmluke, Dachrinne, ein Balkenvorsprung, Strauch, Busch, Baumstumpf usw. gefunden, und fleißig geht's an die 14 Tage oder 3 Wochen in Anspruch nehmende Arbeit.

Von früh bis spät sehen wir Männchen und Weibchen rastlos tätig. Während jenes bemüht ist, das Baumaterial: Hälmchen, Reiser, Blätter, Nadeln, Würzelchen, Moos, Federn, Läppchen, Papierschnitzel, Pferdehaare, Tier- und Pflanzenwolle, Insektengespinste, Holzspäne, Mulm, Lehmklümpchen u. a. m. in den Krallen, dem Schnabel oder auf dem Rücken heranzuschleppen, sucht dieses alles zu verarbeiten. Die rohesten, unbiegsamsten und härtesten Baustoffe verwendet es zur Herstellung der Unter- oder Grundlage des Nestes, die biegsameren zum Außen- und endlich die weichsten, zartesten und feinsten zum Innenbau.

Wie mit einer Zange oder Pinzette, so erfaßt es ein Stück Nestmaterial nach dem andern mit dem Schnabel, befeuchtet es mit Speichel, bricht, biegt, drückt oder knetet es zurecht, wirft, legt oder steckt es behutsam an die zweckmäßigste Stelle und klopft es endlich mit dem Seitenschnabel fest. Nachdem die Grundlage des Nestes, die ausschließlich nach Augenmaß hergestellt wird, vollendet ist, fliegt oder hüpft die Baumeisterin von Zeit zu Zeit in die Mitte des Rohbaues, um sich bei der ferneren Arbeit ihres Körpers als Form- oder Meßapparates zu bedienen. Forschend und untersuchend dreht sie sich dabei im Kreise herum, reckt und streckt das Köpfchen bald nach links, bald nach rechts, zupft hier ein Reislein weiter hervor und stößt dort ein Würzelchen zurück. Erst nachdem sie sich von der Tadellosigkeit des Baues in Größe und Form überzeugt hat, setzt sie, befriedigt zwitschernd, die Arbeit fort. Ist der Außenbau vollendet, geht's an den Innenbau, die Fütterung oder Polsterung des Nestes, bei deren Herstellung der Leib des Vogels die Hauptrolle spielt. Jedes Federchen, Wollklümpchen, Härchen und Moosstückchen wird mittels desselben sorgsam angedrückt und geglättet. Mehr als hundertmal dreht sich das Tierchen, den Hals und den Schwanz emporgerichtet und die Flügel und Beine dicht an den Leib gezogen, in der Nestmulde herum, um dieser und dem ganzen Bau die letzte Politur zu geben.

Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, um zu begreifen, wieviel Mühe und Sorgfalt auf einen solchen Bau verwendet wird; man muß es beobachtet haben, um zu empfinden, wieviel mütterliche Liebe und Fürsorge mit ihm verflochten und verwebt sind. Wer könnte so lieblos und roh sein, die Hand nach einem so sauer erworbenen Besitz, nach einem so mühsam aufgebauten Familienheiligtum auszustrecken und es zu zerstören.

Nicht bei allen, wohl aber bei den meisten Arten unserer befiederten Freunde sind die Weibchen die eigentlichen Baumeister, während die Männchen nur die Rolle eines Zuträgers oder Handlangers spielen, oder gar nur insoweit bei der Bauarbeit beteiligt sind, als sie die Weibchen zu ermuntern und ihnen durch Gesang, Pfeifen und Zwitschern die Zeit zu vertreiben suchen.

Bei den Webern bauen ausschließlich die Männchen, und die Weibchen haben das Vergnügen zuzusehen. Nur die Ausstattung und Polsterung des innersten Brutraums, für dessen Einrichtung die Männchen weniger Verständnis haben, sind den Weibchen überlassen.

Unwillkürlich drängen sich uns die Fragen auf: Woher kommt dieses so sehr verschiedenartige Verhalten der Vogelmännchen beim Aufbau der Kinderwiege? — Ist ihnen vom Schöpfer das dazu erforderliche Talent vorenthalten? — Mangelt es ihnen an Formensinn und Baugeschick? —

Wir glauben, annehmen zu dürfen, daß weder Mangel an Formensinn noch Baugeschick die Ursache zu dem untätigen Verhalten der Männchen ist. Jedenfalls spielen der meistens reiche Federschmuck und die Größe der Männchen eine hinderliche Rolle. Das Nest muß der Größe und Form nach so beschaffen sein, daß es während des Brütens vom Weibchen vollständig ausgefüllt und bequem überdeckt werden kann, weil anderenfalls die erforderliche Wärme nicht zu erzielen wäre. Daraus folgt, daß höchstens der Außenbau, der, wie bei den Webern, Minierern, Zimmerern u. a., nur eine Schutzvorrichtung für die eigentliche Kinderwiege ist, von den Männchen oder mit seiner Hilfe hergestellt werden kann, während die Gestaltung des Innenbaues, der die Hauptsache bleibt, den Weibchen überlassen werden muß.

Vögel derselben Art bauen fast immer an gleichen oder ähnlichen Stätten, in gleicher Tiefe oder Höhe, aus gleichen Stoffen und in

gleicher Form. Man ist demnach sehr wohl in der Lage, nach Stand und Gestalt des Nestes die Art seines Baumeisters zu bestimmen. Diese Übereinstimmung im Nestbau hängt mit der Übereinstimmung der Bedingungen zusammen, unter denen Vögel derselben Art leben. Kann diesen Bedingungen in irgendeinem Wohngebiete nicht mehr entsprochen werden, so kehrt die von diesen abhängige Art der alten Heimat den Rücken, um sich in einer besseren Gegend häuslich niederzulassen. Man sieht, daß auch bei ihnen das liebe tägliche Brot die Hauptsache ist. Ihm zu Liebe opfern sie manche Herzensneigung und besinnen sich nicht, ihren Geschmack in bezug auf Stand und Baumaterial des Nestes zu ändern. Mancher unserer lieben Sänger, der ehemals zwischen duftigem Heidekraut, Farn- und Bärlappswedeln, in dicht belaubtem, undurchdringlichem Untergehölz unserer stattlichen Laub- und Nadelwaldungen nistete, hat sich heute daran gewöhnt, in Gartenhecken oder gar hoch oben in den Zweigen eines nur spärlich beblätterten Baumes sein Familienheim zu gründen. Mancher, dem früher Baumhöhlen zur Aufnahme der Kinderwiege dienten, ist heute gezwungen, mit den Erdgängen eines Mäuse- oder Maulwurfsbaues fürlieb zu nehmen.

Die Boden-, Wald-, Wiesen- und Wasserkultur des Menschen war es, die sie für die modernen Geschmacksrichtungen erzog und sie zwang, den lieben alten Gebräuchen den Abschied zu geben. Es ging ihnen nicht besser als uns. Auch wir haben wegen der Erwerbslust anderer manchem entsagen müssen, was unserm Herzen einst lieb und teuer war. Auch wir sahen tränenfeuchten Blicks die herrlichen Bäume krachend zu Boden sinken, unter deren Laubdächern wir höher atmend einherwandelten, in deren trautem Schatten wir glücklich den seelenvollen Stimmen des wechselreichen Waldlebens lauschten. Die Gier nach materiellem Besitz hat manches herniedergerissen, was noch lange zu unserer und der lieben Vöglein Lust und Freude die Erde beleben und verschönen konnte. Aber wir wollen nicht gar zu hart sein. Der Mensch hat, infolge des Einflusses der Naturwissenschaft und der dankenswerten Bemühungen zahlreicher naturfreundlicher Vereine, es sich angelegen sein lassen, den Vöglein für so vielfach erlittene Verluste Entschädigung zu gewähren. Um sie seinem Heime als liebe Freunde zu erhalten, hat er ihnen eine Reihe künstlicher Wohnplätze zu schaffen gewußt. Nistkästchen, Holzkübel, Korbgeflechte, Stroh- und

Rohrgebinde, Balkenvorsprünge, aufgelegte Räder und Holzkreuze, Fensternischen, Dachrinnen, Bodenkammern u. a. m. gibt er ihnen zur Einrichtung von Kinderstuben preis und ist bemüht, sie in Not und Gefahr zu beschützen. Star, Rotschwanz, Meise, Fliegenschnäpper, Rotkehlchen, Grasmücke, Nachtigall, Schwalbe, Sperling, Wendehals, Storch u. a. sind darum seinem Heime vertraulich näher gerückt und suchen ihm die erwiesene Gastfreundschaft nach bestem Können und Vermögen zu vergelten. —

Wenn die Nester der verschiedenen Vogelarten sonst auch nur wenige Merkmale gemeinsam haben, so tritt uns doch bei allen ein und dieselbe Eigentümlichkeit entgegen: sie sind ihrer Umgebung stets derartig angepaßt, daß sie selbst der geübte Blick des Kundigen oft nur schwer aufzufinden vermag.

Obgleich einige Vogelarten, die Zaunkönige, Spechte, Tannenmeisen, Kleiber, Sperlinge, einige Weber, die Lauben- und Kragenvögel, Nester herstellen, die als Wohn-, Schlaf- oder Spielplätze dienen, so ist das Nest zumeist doch ausschließlich dazu bestimmt, die Eier aufzunehmen und die Brut zu beherbergen.

Der lieben Kinder wegen unterwerfen sich Vater und Mutter den oft ungeheuerlichen Strapazen. Die Liebe zu ihnen ist es, die Anlaß gibt, infolge einer Störung den fast vollendeten Bau zu verlassen und einen besser geborgenen Neubau in Angriff zu nehmen. Die Liebe zu ihnen ist es, die sie hungern und darben läßt, die im Falle der Not und Gefahr der Mutterbrust Töne der Angst, der Sorge und des Schmerzes entpreßt.

Darum rühr's nicht an, o Mensch! Es ist ein Heiligtum. Zerstöre ihn nicht, den trauten Tempel des Glückes und der Liebe. Bedenke, was dir die Deinen bedeuten! Sie sind das Teuerste und Kostbarste, was dein Heim in seinem Innern birgt. Ob du in der dürftigen Hütte oder im prunkhaften Palaste, im bescheidenen Stübchen oder im prächtig geschmückten Salon wohnst; die lieben Buben und Mägdlein mit ihren schwarz- und blondhaarigen Köpfen, ihren treuen Augen und rosigen Wangen sind dein größter Schatz. Sie aufwachsen, blühen und gedeihen zu sehen, gewährt dir unaussprechliche Freude; sie verkümmern, verwelken und zugrunde gehen zu sehen, erfüllt dich mit unsagbarem Weh. Ihr Besitz ist dein schönstes Erdenglück, ihr Verlust dein bitterster Schmerz.

Ganz so, wie bei dir, ist es auch bei unseren lieben, befiederten Freunden. Darum schone ihrer! Halte deine Hand von ihren Nestern fern! Zerstöre ihn nicht, den trauten Tempel des Glücks und der Liebe! —

Er ist ein Heiligtum! —

Ostern.

Noch ſchläft das liebe, junge Leben,
Der Schalen Inhalt iſt noch tot,
Von Licht- und Liebesglut umgeben,
Ringt es ſich durch zum Morgenrot.

Welch Rätſel! — Welche Wunderfülle
Geheimnisvoller Schöpferkraft,
Die aus dem Keim in eiſ'ger Hülle
Im Lenze neues Leben ſchafft! —

Von fernher hör ich Glocken klingen,
Ein Raunen geht durch das Geäſt,
Und frühlingsſel'ge Kehlen ſingen
Das Hohelied vom Oſterfeſt.

Ich fühle meine Seele beben
Und ſehe mich im Frühlingsſchein
Vom Glanz der Ewigkeit umgeben,
Tret ich in Gottes Werkſtatt ein.

1. Töpfer.

Sie bauen ihre Nester in Gestalt eines Napfes, Topfes oder Backofens auf dicken, wagerechten Zweigen aus Lehm oder schlammiger Erde.

Der Grauling.

30 cm lang.

Weit, weit fort von unserer Heimat, nach Australien, jenem eigenartig gegliederten, von drei Ozeanen umschlungenen Weltteil, führt uns die Betrachtung des ersten gefiederten Baukünstlers.

Wenn wir die vom Känguru, Kaala, Opossum, fliegenden Eichhörnchen, Schnabeltier, Emu und von andern seltsamen Geschöpfen belebten, von Mimosen und Eukalyptusgruppen malerisch unterbrochenen Waldungen zwischen Darling, Murrumbidge und Lachlan durchwandern, so erregt neben vielem anderen auch eine rabenartig krächzende Vogelgesellschaft unsere Aufmerksamkeit. Den Schwanz nach oben gespreizt, die Flügel leicht herabhängend, den Kopf drollig nach allen Richtungen wendend, hüpfen sie munter von Ast zu Ast. Ein genauerer Blick überzeugt uns, daß es sich bei ihrem rastlosen Treiben nicht um die Befriedigung besonderer Vergnügungsbedürfnisse, sondern um die Erjagung von Kerbtieren handelt, die auch hier, wie überall auf Stamm, Zweigen und Blättern der Bäume ein lästiges, alles vernichtendes Schmarotzerleben führen.

Das Gefieder der australischen Raupen- und Käferjäger, das fast durchgehends aschgrau ist, hat ihnen den Namen „Grauling" verschafft. Der blendend weiße Augenring gibt ihren Augen ein äußerst lebhaftes Aussehen. Der Schnabel und die Füße sind sehr kräftig

und schwarz gefärbt. Die Schwanzfedern spiegeln am Außensaume in braunem, metallischem Glanze.

Mehr als die Lebensweise dieser grauen Bewohner des fernen Inselreiches, hat uns hier die Art ihres Nestbaues zu beschäftigen. Die eingefügte Zeichnung zeigt uns ein Bild desselben. Es ist ein aus Lehm mühsam hergestellter Napf, dessen Wandungen zweckmäßig mit Tierhaaren und Pflanzenfasern durchflochten sind. Wie bei fast allen übrigen Vögeln, so ist auch bei den Graulingen das Weibchen

die Schöpferin der kunstvollen Kinderwiege. Nachdem es ein geeignetes Plätzchen auf einem entsprechend dicken, wagerechten Ast gefunden hat, schafft es Lehm klümpchenweise herbei, befeuchtet diesen mit Speichel, knetet ihn tüchtig durch und drückt ihn dann mittels des Schnabels zu beiden Seiten des Astes fest an. Zunächst vollendet die Baumeisterin das Fundament des Nestes, eine länglich runde, den Ast nach unten umklammernde, oben wagerecht liegende Scheibe. Nachdem der Untergrund vollständig trocken und Frau Grauling von seiner Haltbarkeit überzeugt ist, setzt sie den Bau fort. Geschickt legt, klopft, streicht und schmiert sie Klümpchen an Klümpchen; und bald ist

der unterste, stärkste Ring, der Anfang der Wandung des Brutraums, vollendet. So mauert sie unverdrossen Ring auf Ring, bis die zweckmäßige Höhe der Nestwandung erreicht ist, und das Bauwerk als ein wohlgeformter Lehmnapf vor ihr steht. Sind die Wandung und der Boden des Baues nun auch noch mit einem hübsch weichen Polster aus Halmen und Haaren versehen, so ist vorläufig alles getan, was sich von einer auf das Wohlergehen ihrer Kinder bedachten Graulingsmutter tun läßt. Nach wenigen Wochen sieht sie sich aber auch für alle Bemühung reichlich entschädigt. Eine possierliche Schar blühender Kinder piept und zwitschert im Lehmnapfe und streckt der ab- und zufliegenden Mutter grüßend die aufgesperrten Schnäblein entgegen. Ihr behagliches Aussehen und ihr Benehmen lassen deutlich erkennen, daß sie sich in ihrem Heime nicht minder wohl fühlen, wie die Nigritos auf den Matten ihrer bienenkorbartigen Zelte.

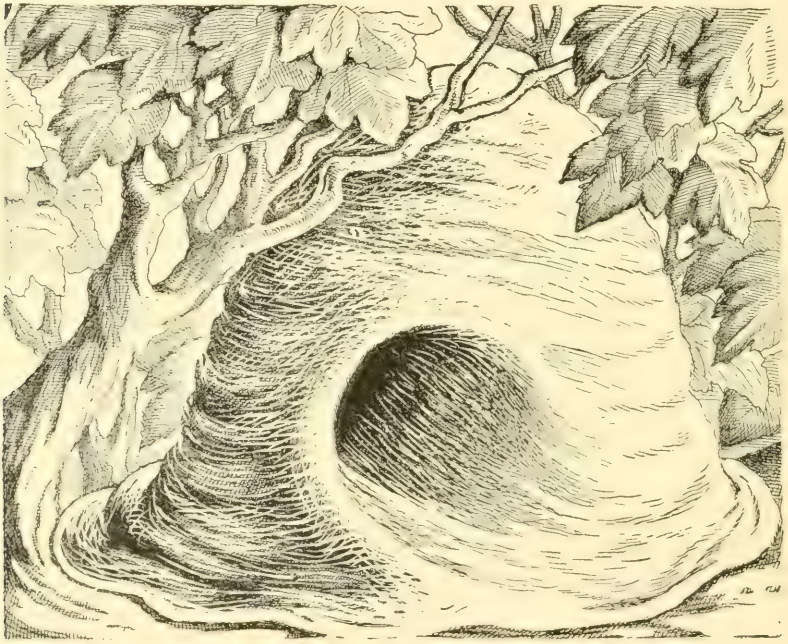
Der Töpfervogel.

19 cm lang.

Das Vaterland der Diamanten, des Zuckerrohrs und des Kakaobaumes, das Land, dessen märchen- und feenhafte Waldungen in unbeschreiblichem Form- und Farbenreichtume prangen, in dessen Blumenmeeren prächtig schillernde Schmetterlinge und goldblitzende Kolibris ihr munteres Wesen treiben: dies Land, Brasilien, ist die Heimat des zweiten gefiederten Baukünstlers, des Töpfervogels.

Nicht aber in den würz- und duftdurchströmten Hallen jener Märchenwälder, nicht in den mit natürlichen Blumengehängen verzierten Kronen ihrer riesigen Prachtstämme, nicht in der Gesellschaft schreiender Papageien und übermütig von Ast zu Ast kletternder Brüllaffen haben wir ihn zu suchen, sondern auf den Zweigen der Bäume, die bescheiden die Landstraßen der hügeligen Flußgebiete des Rio dos Velhas, Paranahyba und Parana schmücken. Dort, ganz in der Nähe der Wohnungen der Ansiedler, deren vertrauter Freund und treuer Gesellschafter er ist, befindet sich seine engere Heimat. Dort jagt er nach Kerbtieren und belustigt den Beschauer durch seine gewandten Bewegungen auf den Bäumen und am Boden. Hier hänselt

er, im Vereine mit seiner ihm stets treu zur Seite stehenden Gattin, den Mineiro, indem er diesem in die Rede fällt und seine Stimme durch kreischende Laute zu übertönen sucht. Hier aber auch bietet er Proben seiner vortrefflichen Baukunst, Werke, deren Anblick uns mit Staunen erfüllt, die nach äußerer Gestaltung und innerer Einrichtung die dürftigen Hütten der Puris und anderer brasilianischer Waldbewohner weit übertreffen. Diesen Erzeugnissen, welche die Gestalt



eines umgestülpten Topfes oder ländlichen Backofens haben, verdankt der kleine Schreihals die Namen Töpfer- oder Ofenvogel, Hüttenbauer, Baumeister oder Lehmhans. Das Rückengefieder des Töpfervogels ist rostbraunrot. Die mittellangen Flügel sind graubraun und an der Wurzel der Handschwingen blaßgelb gesäumt. Die Kehle ist weiß. Der Schnabel, der etwa die Länge des Kopfes hat, ist braun. Ähnliche Farbe haben die hochläufigen, mit starken Zehen versehenen Füße. Das Auge ist hellbraun.

Das Nest, wenn wir den ganzen Kunstbau mit diesem Namen bedenken wollen, bauen Männchen und Weibchen gemeinschaftlich auf

einem mindestens acht Zentimeter starken, wagerecht liegenden Ast. Doch kommt es auch vor, daß sie das Dach eines Hauses, einen hervorspringenden Balken oder sonst einen geeignet erscheinenden Ort als Bauplatz erwählen. Das Baumaterial entnehmen sie den Lehmpfützen, an denen es zur Zeit ihrer Brut nicht mangelt, weil diese mit der Regenzeit Brasiliens zusammenfällt. In kleinen Klümpchen, die etwa die Größe einer Puff- oder Saubohne haben, wird der mit pflanzlichen Stoffen vermischte Straßenkot auf die erkorene Stelle getragen, mit dem Schnabel zurecht gelegt und mit den Füßen festgedrückt. Bei der bewundernswerten Rührigkeit der beiden Lehmhänschen währt es gar nicht lange, und die Grundlage der Nisthütte, eine zweiundzwanzig Zentimeter lange und zwölf Zentimeter breite, wagerecht liegende Lehmscheibe, ist vollendet. Ist diese Grundlage gehörig erhärtet, dann schreiten Frau und Herr Lehmhans zum Aufbau der elliptisch gestalteten Umfassungsmauer des Nistraumes, die an der Basis drei bis vier Zentimeter stark und an einer Stelle unterbrochen ist. Dieser Durchbruch, der etwa fünf Zentimeter mißt, kennzeichnet von vornherein die sogenannte Tür des Nestes. Nachdem der erste Maueraufsatz trocken ist, folgt die Herstellung des zweiten. Während jener an seiner oberen Kante sanft nach außen geneigt war, zeigt dieser mehr eine Neigung nach innen. Diese Neigung tritt beim dritten und vierten Ringe noch schärfer hervor und läßt deutlich die planmäßige Vorbereitung der Kuppelwölbung des Ganzen erkennen. Bei dem Aufsatze des fünften Ringes wird die Eingangstür, die die Gestalt eines sieben Zentimeter hohen, senkrecht stehenden Halbkreises hat, zum Abschluß gebracht. Immer weiter schreitet der äußere Bau vor, bis endlich der letzte Ring aufgesetzt und durch ihn die Kuppelwölbung vollendet ist.

Dieser äußere Nestbau gleicht vollkommen einem ländlichen Backofen. Sein Gewicht beträgt vier bis sechs Kilogramm. Der innere Raum ist etwa fünfzehn Zentimeter lang, zwölf Zentimeter hoch und sieben Zentimeter tief. In diesem engen Stübchen stellt Frau Lehmhans die Kinderwiege her, indem sie von dem senkrechten Rande der Eingangstür aus eine Wand errichtet, die bis in die Mitte der Nisthöhlung reicht und hier das eigentliche Wohn- und Kinderstübchen von einer Art Vorflur oder Korridor scheidet. Nachdem das Kinderstübchen noch mit einer Lehmschicht besonders gedielt worden ist, wird es mit Gras,

Federn, Haaren, Blättern, Baumwollenbüscheln und anderen weichen Stoffen sorgfältig gepolstert. Das Wohnhaus ist nun vollendet. Sechs bis sieben Tage rastloser, anstrengender Arbeit waren zu seiner Herstellung erforderlich. Nach außen hin stattlich wirkend und innen vortrefflich eingerichtet, macht es seinen Erbauern nicht nur alle Ehre, sondern bietet auch den bald darin piependen Lehmhänschen alles, was an Bequemlichkeit zu wünschen ist.

2. Maurer.

Sie bauen ein freihängendes Nest aus feuchter Erde, schmieren den auf einem Aste ruhenden Nestnapf mit Erde oder faulen Holzteilchen aus, oder mauern den Eingang in die Nisthöhle bis auf ein kleines Flug- oder Fütterungsloch zu.

Die Schwalben.

Hoch oben an meinem Fenster
Dort nistet manch liebes Jahr,
Bis draußen die Blumen verblühen,
Ein freundliches Schwalbenpaar.
Froh heiß ich die Gäste willkommen;
Sie nennen mich brüderlich „Du“
Und tragen aus südlicher Ferne
Die Botschaft des Frühlings mir zu.

Wenn purpurn die Wolken sich säumen
Im goldenen Abendschein,
Dann hör ich die Vögelein zwitschern,
Dann singen die Jungen sie ein.
Sie schütteln und lockern das Lager
Hochauf bis zum Nestesrand
Und plaudern von Märchengestalten
Im südlichen Wunderland.

Sie plaudern von Ähren und Halmen,
Vom Löwen und Krokodil,
Von Feigen, Mimosen und Palmen
Am Ufer des heiligen Nil.

Dann lauschen die Kleinen und staunen
Und zwitschern und nicken sich zu,
Bis müde die Äuglein sich schließen
Zum Schlaf und zu seliger Ruh.

Wenn sich im April die Bäume und Sträucher mit duftigen Blüten und junggrünen Blättern schmücken; wenn Himmelsschlüsselchen, Anemone, Leberblume und Veilchen die Rinde des Waldbodens durchbrechen, um im warmen Strahl der Frühlingssonne ihre goldgelben, weißen und blauen Blumenkronen zu entfalten und neue Lebenslust und Lenzeswonne zu trinken: dann kehren auch unsere lieben befiederten Freunde aus der Fremde wieder.

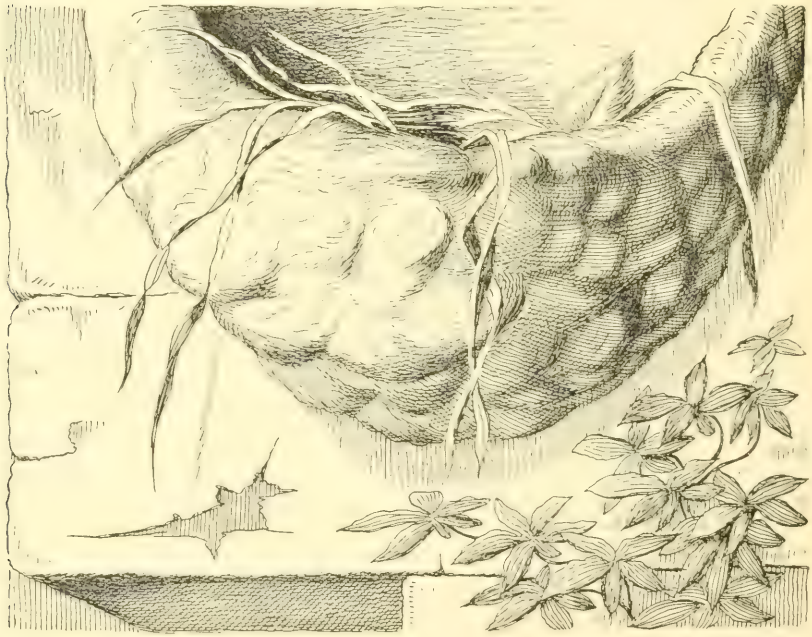
Keiner ist unter den kleinen Sängern, dessen Ankunft uns nicht mit Freude erfüllte, dem wir nicht gern ein fröhliches Willkommen in der Heimat entgegen riefen. Zu unsern ganz besonderen Freunden unter ihnen gehören aber die Schwalben.

Ohne besonders schön oder gesangstüchtig zu sein, besitzen die Schwalben dennoch Eigenschaften, die sie äußerst lieb und angenehm erscheinen lassen. Die Liebe und Verehrung der Tierchen, von der uns Sage, Dichtung und Kunst Kunde und Zeugnis geben, gründet sich auf ihre Zutraulichkeit und Verträglichkeit im Verkehr mit andern Vögeln und ihresgleichen, auf die geradezu rührende Anhänglichkeit an Heimat und Vaterhaus, auf die Grazie und Anmut in Körperbildung, Haltung und Flug und auf die gemütliche, herzgewinnende Art ihres Gesanges.

Vor allen andern sind es die Rauchschwalben, deren liebliches Zwitschern und Geschwätz den Frieden der Frühlings- und Sommerabende so anheimelnd durchklingt und den Märchenzauber der geheimnisvoll schaffenden Natur so ergreifend erhöht. Wenn ein Pärchen ihrer Art auf dem Dachfirste, einem Balkenvorsprunge oder einer Stange am Giebel unsers Hauses sitzt, dann blickt es so sorglos und zutraulich zu uns herab und schwatzt und zwitschert so dreist und unbekümmert, als ob es wüßte, daß ihm in unserer Brust ein Herz entgegenschlage, von dem es nichts Arges zu erwarten und zu fürchten habe. Leise läßt das Männchen sein „Wirb, werb, widewitt" ertönen, dem ein lustiges, unbestimmbares Gezwitscher und das bekannte „Wid, wid, wodia" folgen. Gerade diese prunklose, zarte Vortragsweise macht den Gesang so gemütvoll, so angenehm und anheimelnd und

verwebt ihn so innig und eindrucksvoll mit dem herzerhebenden Stimmungsbilde eines heimatlichen Frühlingsabendes.

Was war den Tieren die Fremde mit all ihren Wundern und rätselhaften Erscheinungen? Wohl gewährte sie ihnen das Vergnügen, sich unter den Kronen stattlicher Palmenbäume zu tummeln, gewandten und pfeilschnellen Fluges mit Sturmvögeln, Flamingos und Pelekanen um die Wette zu jagen, und die schwertartigen Schwingen in die tief-



blauen Fluten der südlichen Gewässer zu tauchen. Aber dennoch fehlte ihnen dort dasjenige, was das Leben erst wert und angenehm erscheinen läßt, das Glück, zu lieben und geliebt zu werden.

Hier in unserer Heimat finden sie es. Unser Vaterland ist ihr Vaterland. Hier stand die Wiege ihrer Kindheit, der Tempel elterlichen Glückes und geschwisterlicher Liebe und Anhänglichkeit.

Es ist rührend, zu sehen, mit welcher Freude und Ausgelassenheit sich die Heimkehrenden dem Neste nähern, das sie von ihren Vorfahren ererbten, oder das sie sich selber im Vorjahre auf dem Boden eines Hauses, im Flur oder unter dem Dache einer Scheune, im Innern

eines Kuhstalles, im Rauchfang einer Küche oder an sonst einem sicheren, gegen Wind und Wetter geschützten Ort bauten. Lustig umsegeln sie es in weiten Kreisen, die sie immer enger und enger ziehen, um sich endlich in der Nähe des alten lieben Nestes niederzulassen. Dann flattern sie herab, klammern sich an seinen Außenrand, beäugeln es zärtlich von allen Seiten, hüpfen hinein, drehen sich, das Federkleid behaglich aufbauschend, in seiner Mulde im Kreise herum, klammern sich abermals an den Rand, um wieder hineinzuhuschen und das drollige Kreiselspiel von neuem zu beginnen. Dabei zwitschern und schwatzen sie in einem fort, als ob sie der trauten Stätte erzählen wollten, was ihnen alles in der Fremde begegnet sei, und wie froh und glücklich sie wären, nach langer, mühsamer und gefahrvoller Reise endlich daheim zu sein. Dann schwingen sie sich lustig zwitschernd in den Hof hinab, durchsegeln den Garten, die angrenzende Feldmark und begrüßen die Tauben, den Hofhund, Henne, Hahn und Pfau und den schwarzröckigen Star, der schon seit März von seinem alten Heime im Kasten Besitz genommen hat. Alles ist fröhlich und freut sich des trauten Grußes der Boten des lieben, so lang ersehnten Frühlings.

Frau Stieglitz und Ammer und Starmatz und Meise
Erheben die Schwingen und hüpfen im Kreise.
Herr Gockelmann kräht und Frau Gockelmann gakelt,
Der Pfau schreit miau und der Puter spektakelt,
Und Väter und Mütter und Mädchen und Buben
Durcheilen die Straßen und Gassen und Stuben
Und pfeifen und singen so lustig ohn' Ende
Und klatschen voll Jubels dazu in die Hände:
„Willkommen, ihr Schwalben, ihr Kleinen und Frommen,
Ihr Boten des Lenzes, von Herzen willkommen!"

Finden die heimkehrenden Schwalben ihr Nest in fehlerhaftem Zustande wieder, so gehen sie an die Ausbesserung desselben oder entfernen die Trümmer und richten sich ein neues Heim an der alten Stätte ein. Wie geschickt und emsig betreiben sie diese äußerst mühsame Arbeit. Mit ihren zarten Zehen klammern sie sich an den senkrechten Wänden des Hauses fest und stützen sich auf den gegen das Gemäuer gedrückten Gabelschwanz. Der Schnabel vertritt die Stelle der Mauerkelle und wird so geschickt gehandhabt, als ob seine Besitzerin bei einem unserer zuverlässigsten Mauermeister in der Lehre gewesen wäre. Jedes Erdklümpchen, das vorher mit Speichel über-

zogen wird, findet eine zweckmäßige Stelle, wird fest angekittet, zurecht gedrückt, beklopft und ordnungsmäßig geglättet. Das Fundament des Baues, der nach seiner Vollendung die Gestalt des vierten Teiles einer Hohlkugel hat, wird mit peinlichster Sorgfalt angelegt und erhält, als Träger des Nestes, die größte Stärke. Langsam nur geht die Arbeit von statten, weil jeder aufgemauerte Erdring völlig trocken sein muß, bevor an den Aufsatz eines folgenden gedacht werden darf. Bei günstiger Witterung nimmt der Rohbau zwölf bis vierzehn Tage in Anspruch. Viel langsamer aber geht die Arbeit vor sich, wenn das Wetter trübe ist und heftige Regengüsse den kleinen Baumeistern ins Handwerk pfuschen. Ist der Rohbau genügend ausgetrocknet, dann besorgt Frau Schwalbe seine innere Einrichtung und Ausstattung. Haare, Federn, Läppchen, Papierschnitzel, Wollfäden, Hälmchen und andere weiche Gegenstände dienen zur behaglichen Polsterung der kunstvollen Kinderstube.

Nachdem so alles aufs beste eingerichtet und an Schönheit und Bequemlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig ist, legt Frau Schwalbe 4—6 weiße, mit aschgrauen und rotbraunen Punkten gezeichnete Eier in das Nest und bebrütet sie.

Der Gatte übernimmt die Pflicht, seiner Gattin während dieser Zeit nicht nur Kurzweil zu verschaffen, sondern sie auch mit guter und reichlicher Kost zu versorgen. Das ist eine schwierige Aufgabe; aber seine Liebe und Treue lösen sie. Unermüdlich jagt er durch die Lüfte, bald schwebend, bald schwimmend, bald senkrecht in die Höhe, bald abwärts, seit- oder rückwärts schießend. Hier umsegelt er in malerischen Schneckenlinien die Kronen der Bäume, dort streicht er, in rasendem Fluge badend und trinkend, über den Spiegel eines Gewässers hin. Hier fliegt er pfeilgeschwind durch die Luken und Luftfänge des Giebels und Daches eines Hauses, dort umkreist er in anmutigen Schwenkungen die Spitze eines Kirchturms, schäkert mit den Turmschwalben und Dohlen und treibt mit dem in einer Mauerspalte hockenden Käuzchen seine Neckereien. Wer dies muntere Treiben, diese kühnen und bewundernswerten Flug- und Segelkünste nur als Zeichen maßloser Vergnügungssucht und Ausgelassenheit ansieht, der befindet sich im Irrtum. Das Schwalbenmännchen tut keinen Flug und unternimmt keine Schwenkung und Biegung, ohne sich seiner ernsten Gattenpflichten bewußt zu sein. In kurzen Zwischenräumen

sehen wir es immer wieder nach der Stätte zurückkehren, die sein höchstes Lebensglück beherbergt, um der brütenden Gattin ein Schnäbelchen voll Insekten zuzutragen und ihr in Anerkennung ihrer mütterlichen Opferwilligkeit ein Herz und Sinn erfrischendes Liedchen aufzuspielen.

Schlüpfen nach zwölf bis vierzehn Tagen die Jungen aus, dann ist die Freude und das Glück groß, aber auch die Sorge wächst von Tag zu Tag; denn sechs Kinder zu erziehen und ihre Schnäbel zu stopfen ist keine Kleinigkeit. Aber unverdrossen gehen Vater und Mutter an die Arbeit, und ihre Liebesmühen werden reichlich belohnt. Schon nach wenigen Tagen sind die kleinen, großschnäbligen Zwitscherlinge so kräftig, hin und wieder über den Rand ihrer Wiege in den Hof gucken zu können. Nach zwanzig Tagen erhalten sie Erlaubnis, das Nest zu verlassen und die ersten Flugversuche zu unternehmen. Am vierundzwanzigsten Tage werden sie für mündig erklärt und nach Verleihung des Schwalbenbürgerrechts unter Sang und Klang dem öffentlichen Leben übergeben.

Anfangs August schreiten die Schwalben zur zweiten Brut. Gewöhnlich ist der zweite Wurf flügge, wenn die ersten Reifniederschläge und Herbststürme an die Fahrt in die Fremde mahnen. Dann vereinigen sich die lieben Vöglein zu großen Gesellschaften im Röhricht und Schilfe unserer Gewässer, um sich eines Abends in die Lüfte zu erheben und die Reise in die Fremde anzutreten.

Raben, Goldammern, Meisen und andere Vögel, die während des Winters bei uns bleiben, senken die Köpfchen und zwitschern ein trübseliges „Lebt wohl!“ vor sich hin. Erscheinen doch nun bald die Tage, von denen auch sie sagen: „Sie gefallen uns nicht!“

Nur einer sitzt auf dem Dachfirst und beschäftigt sich mit Betrachtungen ganz eigener Art. Erfüllt ihn die Ankunft des Winters auch gerade nicht mit besonderer Freude, so hat er doch auch keine besondere Furcht vor derselben. Hat er sich doch schon manchmal die eisigen Nordwinde um die Ohren pfeifen lassen müssen, und versteht er es doch, wie kein anderer, den traurigsten Verhältnissen die angenehmsten Seiten abzugewinnen. Was war er in der Gesellschaft jener edlen, allbeliebten gefiederten Brüder? — Ein Wegelagerer, Straßenjunge, Lump und Bettelbube, den man im Hofe und im Garten, in Beer-, Obst- und Weinpflanzungen mit mißtrauischen Blicken maß. Was

galt sein Zwitschern und Piepen, sein „Scherre, scherre, Dieb" im Gegensatze zu den klangvollen Sängen der dahin ziehenden Brüder und auch der Schwalben? — Es war ein lästiges Geschrei und Geplärr. — „Fort, fort! ihr Erhabenen, Hochgeborenen und Edlen, deren Gegenwart das Ansehen und die Achtung des schlichten, ehrbaren Volksmannes untergräbt! Jetzt bin ich Herr und Hahn im Korbe! Ihr Kasten und Nester der Stare und jener großmäuligen Schwalben, ihr seid nun alle mein! Jetzt bin ich der gesuchte Mann, der Liebling der Menschen in Dorf und Stadt!"

So schwatzt der selbsterkenntnisbare Spatz und schüttelt den Staub von seinem grauen Gefieder.

Die Bäume aber rauschen Klagelieder und hüllen sich in ein fahles Trauergewand. Die Blumen neigen die bleichen und welken Kronen; denn mit den Schwalben zieht ihre Freude am Leben dahin.

Auch unser Herz zittert im Schmerze der Trennung von allem, was uns während der Tage sommerlicher Wonne lust- und liebestrunken umjubelte und umlachte. Aber ein Trost stärkt und erhebt die zagende Seele: die Hoffnung und Gewißheit eines baldigen frohen Wiedersehens.

Nun scheiden sie wieder.

Nun scheiden sie wieder, die Vögelein all,
Es rastet des Sommers Getriebe!
Verrauscht seiner Sänge melodischer Schall,
Verklungen die Klänge voll Liebe!

Oft hab ich den Sängen und Klängen gelauscht,
Geborgen von schattigen Bäumen,
Von Blumen umduftet, von Blättern umrauscht,
Umgaukelt von lieblichen Träumen.

Wie anders erscheinen nun Wald mir und Feld,
Nachdem sie von dannen geflogen. —
Mir ist es, als wär' aus der weiten Welt
Mit ihnen die Freude gezogen.

Kein Blatt mehr am Baum, kein Blümlein im Wald,
Kein Vöglein im Hain, keine Lieder! —
Sei stille, mein Herz, und hoffe; denn bald
Kehrt alles viel schöner dir wieder!

Die Singdrossel.

22 cm lang.

„Was jauchzt du, liebes Vögelein
Und lockerst dein Gefieder? —
Du tirilierst tagaus, tagein
Und zwitscherst lust'ge Lieder!
Dein Auge lacht wie Sonnenschein
In Gottes Wunderwelt hinein!"

„Ich freue mich, weil Berg und Tal
Im Hochzeitsschmucke glänzen;
Weil Blumen ohne Maß und Zahl
Die Fluren rings umkränzen!
Der Laubwald rauscht, es rauscht der Hain,
Und ich, ich sollte traurig sein? —

Solang in meiner jungen Brust
Sich Frühlingsfreuden regen,
Solange Lieb und Lebenslust
Mein kleines Herz bewegen:
Solange kling durch Buch und Ried
Mein Lob- und Dank- und Jubellied!"

Kaum schmückt das frische Grün der ersten Blätter die Bäume unserer Laubwälder, so tönt dem lauschenden Wanderer von den Zweigen herab volltönender Vogelsang entgegen. Wer kann, so fragt er sich, der Urheber dieses herzerquickenden Frühlingskonzertes sein? — Wer ist es, der die noch im Halbschlummer liegende Waldflur mit seinen lieblichen Weisen so wunderbar belebt? — Ist es die Königin der Sänger, die liederreiche Frau Nachtigall? — Nein! — Sie weilt in so rauhen Tagen noch fern von uns, im Lande, wo die Zitronen und Orangen blühn. — Er steht und späht. — Da plötzlich dringen abermals jene entzückenden Jubelklänge an sein lauschendes Ohr, um sein Herz mit unbeschreiblicher Freude zu erfüllen. Nicht weit vor ihm, auf der Spitze eines freistehenden Baumes thront der gottbegnadete Sänger. Den Kopf andächtig emporgerichtet, singt er seine stimmungsvollen Weisen der Sonne entgegen, deren Strahlen die Fluren überfluten und ihre schlummernden Kinder zu neuem Leben küssen. Er tritt näher hinzu, und ein genauerer Blick überzeugt ihn, daß der Sänger unsere Singdrossel ist, die der Norweger als „die

Nachtigall des Nordens“ und der Dichter als „Nachtigall des Waldes“ bezeichnet.

Hochbegabt, gewandt, feinsinnig, klug, munter und gesangskundig, wie fast alle Drosseln sind, ist auch die Sing-, Weiß-, Berg-, Zier- oder Sommerdrossel.

Ihr Gefieder ist auf dem Rücken ölgrau, unten weißlichgelb und mit dreieckigen und nierenförmigen Flecken geschmückt. Die

Unterflügelfedern sind blaßrostgelb. Der Schnabel ist mittellang und fast gerade. Die Füße sind ziemlich hochläufig und mit starkkralligen Zehen versehen.

Der Gesang der Sing-, Zipp- oder Weindrossel ist ein an Motiven reiches, wohltönendes Lied, eine herzgewinnende Weise, voller Schönheit und Anmut. Während die meisten der übrigen Singvögel ihre Gesänge mit Verbeugungen und Flügelschlägen begleiten, bewahren die Singdrosseln während ihres Vortrages eine vornehme, ruhige Haltung. Wie angegossen sitzen sie auf dem zum Singen auserkorenen

Platz, auf der äußersten Zweigspitze eines möglichst freihstehenden Baumes, und schmettern ihre Weisen durch den Wald.

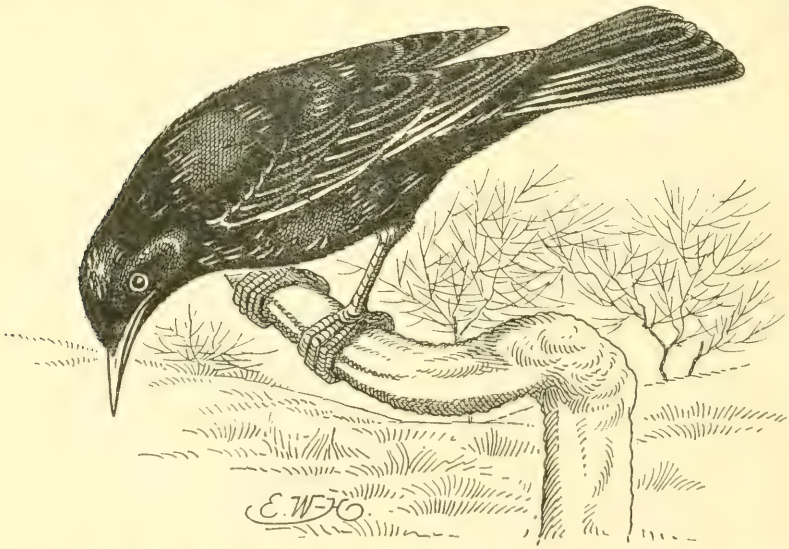
Die Singdrossel ist aber nicht bloß ein ausgezeichneter Sänger, sondern verdient auch als vortrefflicher Baumeister unsere Bewunderung. Bald nach ihrer Ankunft in der Heimat schreitet sie zum Nestbau. Sie stellt zunächst aus Haarmoos, Goldhaar oder sonst einem buschigen Laubmoose eine massige Grundlage her, in die sie mittels des Körpers eine napfartige Höhlung drückt. Darauf verflicht sie die Mooswandung bis zum Rande des Nistnapfes mit Grasstengeln, Strohhalmen oder Würzelchen, um dem Ganzen eine größere Zusammenhangskraft zu verleihen. Auf die Herstellung des oberen Randes verwendet sie ganz besondere Sorgfalt. Alle Strohhalme und Würzelchen, die liederlich an der Außenseite herabhängen und die Schönheit des Baues beeinträchtigen, werden geknickt und mittels Speichels an zweckentsprechende Stellen gekittet. Nachdem der Außenbau, der einem zierlich geflochtenen Korbe gleicht, vollendet ist, schreitet die Singdrossel zum Innenbau des Nestes. Sie bedeckt den Boden des Geflechtes mit Kügelchen aus Kuh- und Pferdedünger und mauert dann, nach oben vorwärts schreitend, auch seine Innenwandung mit dem nämlichen Materiale aus. Um das Mauerwerk mit dem Moosgeflecht in möglichst haltbare Verbindung zu bringen, klebt sie jedes Kügelchen mittels ihres kittartigen Speichels an diesem fest. Diese Arbeit ist eine wahre Geduldsprobe für die Sangesmeisterin. Wie oft muß sie von dannen fliegen, um all die Kügelchen herbeizuschaffen, die zur Herstellung der ganzen Wandung erforderlich sind. Wie oft rollt ein Klümpchen, das zu wenig befestigt war, in den inneren Raum zurück. Doch nichts vermag ihr die Lust am Werke zu rauben. Es gilt ja ihren Kindern. Dem Liebsten auf dieser Welt ein angenehmes Heim zu bereiten, macht ihr, trotz aller Mühe und Qual, große Freude. Ist die Mauer endlich fertig, so folgt ihre Beputzung. Dazu benutzt Frau Singdrossel faule Holzstückchen, wenn irgend möglich, die eines Weidenbaumes, die sie zerquetscht, mit Speichel durchknetet und mit dem Schnabel gegen die Wandung drückt. Selten wird dieser äußerst glatte Überzug bis zum Rande des Nestes ausgedehnt. Die ganze Mauer mit Holzbeputzung ist höchstens so dick wie schwache Pappe, dabei aber äußerst zähe, warm und wasserdicht und vortrefflich geeignet, die Eier oder jungen Vögel vor den scharfen Winden im Beginne des Frühlings zu schützen.

Die Schwarzdrossel.

18 cm lang.

Zu der Gruppe der Maurer ist auch die Schwarzdrossel, Stock-, Kohl- oder Schwarzamsel, Merle oder Lyster zu zählen.

Wenn auch der Singdrossel unter ihren Familienangehörigen als Sängerin die Krone gebührt, so ist ihr die Amsel doch als fast ebenbürtig an die Seite zu stellen. Schon im Februar, wenn noch



Schnee und Eis die Zweige der Bäume bekleiden, beginnt sie ihre flötenden, melancholisch dahinfließenden Weisen.

„Jung und Alt, Gebildete und Ungebildete, alle, die unter dem strengen Regiment des Winters seufzten, wenden den Blick freudestrahlend nach ihr, wenn aus einem Park oder Garten, mitten im Häusermeer der Stadt, zum ersten Male eine Amsel ihre volltönenden, melodienreichen Lieder hören läßt. Mit ihrem kräftigen Organ ist sie zum Sänger der geräuschvollen Städte ganz besonders geeignet, zumal da sie gegen Abend, wenn so mancher Naturfreund nach Vollendung seiner Berufsarbeit in den städtischen Anlagen Erholung sucht, fleißiger singt als andere Singvögel."

Die Schwarzdrossel, die über ganz Europa und das nördliche Asien verbreitet ist, gehört zu den Standvögeln. Sie ist nicht ganz

so groß wie die Singdrossel und unterscheidet sich von dieser auch durch die bedeutend kürzeren Flügel und den verhältnismäßig langen, an der Spitze etwas abgerundeten Schwanz. Ihre Augen und Füße sind braun und die Augenlider hochgelb. Der Schnabel ist orangegelb.

Obwohl die Schwarzdrossel zu den mauernden Vögeln gehört, so ist ihr Nestbau, verglichen mit der zierlichen Arbeit der Singdrossel, doch äußerst roh und unvollkommen. Äußerlich ist ihr Nest von dem ihrer Sangesschwester nur wenig unterschieden. Anders aber steht es mit der höchst unordentlich eingemauerten Innenwandung, die aus nassem Schlamm und Lehm besteht. Merkwürdig an dieser Schlammlage ist, daß sie stets einen gewissen Grad von Feuchtigkeit bewahrt. Um die Eier und die Brut gegen den nachteiligen Einfluß der Feuchtigkeit zu schützen, versieht die Amsel das Mauerwerk mit einer losen Schicht trockenen Grases und feiner Würzelchen. Dadurch kommt jenes in die Mitte der Nestwandung zu liegen, weshalb es bei oberflächlicher Betrachtung oft gar nicht zu entdecken ist.

Wenn das Nest der Schwarzdrossel auch weniger vollkommen ist, so müssen wir bei seinem Anblick doch bedenken, daß es einer Kinderschar als Wiege dient, die nach ihrer Großjährigkeit unsere volle Achtung verdient. Darum Respekt auch vor diesem weniger kunstreich ausgeführten Wohnsitz einer hochedlen Sängerfamilie!

Der Kleiber.

16 cm lang.

Tü tü, tü tü! Tü tü, tü tü!
Sit zwirr, twit twit! Sit zwirr! Quü quü!
Heran nur, ihr Finken und Läufer und Meisen;
Mich zwickt es und zwackt es, ein bischen zu reisen!
Heran nur, heran nur! — Tü tü! Twät, twät!
Sonst wird's für den Zug durch die Waldung zu spät.
Was gibt's da zu zwitschern, zu kichern, zu lachen? —
Mir ist es Bedürfnis, die Reise zu machen.
Herr Buntspecht, voran mit dem purpurnen Fähnchen!
Ich führe die Rotte der Meisen und Hähnchen.
Die Flügel geschwenkt und gesungen: Sit sit!
Tü tü, zwirr zwirr! Quü quü, twit twit!

Noch nicht lange hat die Sonne die Mittagshöhe überstiegen. Hin und wieder nur regt sich ein Blatt in den Laubkronen der Bäume sonst aber ist es still im Walde. Seine befiederten Bewohner halten,

auf irgendeinem Zweige hockend, von Blattbüscheln beschattet und beschirmt, ihr Mittagsschläfchen. Da plötzlich erklingt das „Ra ta ta ta" einer Misteldrossel durch die Stille des Waldes. Ihm folgt das schrille, weithin vernehmbare „Dix dix" einer Schwarzamsel. Sie sind der Weckruf für alle, die dem süßen Schlummer huldigen. Der Wald erwacht aus seinem Mittagstraume. Bekannte Klänge schlagen an unser lauschendes Ohr. Lied folgt auf Lied, Weise auf Weise; überall Jubel und Trubel, Leben und Lust. —

Auch wir fühlen uns erlöst von dem Drucke, der auf unsern durch die brennende Mittagsglut ermatteten Gliedern lastete. Unser Herz schlägt schneller. Wir atmen freier und öffnen fast willenlos die Lippen. Eine Weise, rein und innig, klingt durch den Wald und vereinigt sich mit den Liebesklängen ringsum zu einem himmelan brausenden Jubelchor. — Es ist etwas Seltsames, dem Leben im Walde so seelisch nahe gerückt zu sein. Uns selbst vergessend, empfangen wir die unauslöschlichen Eindrücke eines schönen, lebendigen Gottesdienstes. Wie träumend genießen wir die Wunderwirkungen einer Herz und Geist erquickenden Waldandacht. Wir dünken uns nicht mehr über den Wesen stehend, sondern wir fühlen uns eins mit ihnen. Ihr Herzschlag ist der unsrige. Unter ihnen zu weilen, mit ihnen zu plaudern, ihren Lebenserscheinungen ein offenes, empfindsames Herz, Ohr und Auge entgegenzubringen, ist uns Bedürfnis. —

Während wir so unsern innersten Empfindungen nachhängen,

ward's immer lebendiger um uns her. Überall bieten sich reizende Bilder eines traulichen Gemeinschaftslebens. Da plötzlich werden wir durch etwas Außerordentliches aus unsern Träumereien emporgescheucht. Eine bunte Schar lustiger Gesellen wirbelt wie im Sturmwind an unsern Augen vorüber. Liebe Bekannte sind es, zehn bis zwanzig an der Zahl. Auf dem Stamme einer altersgrauen Eiche machen sie halt. Hei! — wie das flattert, hüpft, tanzt, klettert, wirbelt, piept, flötet und zwitschert. Kurz nur ist die Rast. Weiter geht es zum nächststehenden Baume. Wir folgen den heiteren Genossen, und weiter, immer weiter führen sie uns durch den Wald. Wunderbar, entzückend fürwahr ist ihr lustiges Treiben. Könnten wir's ihnen nachtun, wir sähen gewiß nicht untätig zu. Ein zierlicher Bursche mit grauem Röckchen, schwarzem Bande zu beiden Seiten des Kopfes, weißem Vorhemdchen und horngelben Stiefeln erregt unser besonderes Interesse. Es ist der Kleiber, Baumritter, Baumrutscher, Chlän, Gottler oder Tottler. Allen andern tut er's an Munterkeit, Geschicklichkeit und Waghalsigkeit zuvor. Er scheint der Anführer des seelenvergnügten Völkchens zu sein, das aus Kohl-, Hauben-, Tannen- und Sumpfmeisen, aus Baumläufern, Finken und Goldhähnchen besteht. Bald klettert oder hüpft er hinauf, bald hinab, bald rutscht er nach der einen, bald nach der andern Seite. Hier hängt er an der Spitze eines schwanken Astes, dort hockt er auf demselben. In jedem folgenden Augenblick bietet er neue Proben seines ausgezeichneten Klettertalents. Dazwischen pfeift er sein angenehm klingendes „Sit sit! Tü tü!", das von den ihn umschwirrenden Spiel- und Reisegenossen in entsprechender Weise beantwortet wird.

Ein genauerer Blick überzeugt uns, daß dieses Treiben nicht nur ein übermütiges Spiel, sondern eine Treibjagd auf Raupen, Käfer und Spinnen ist. Jedes Moos- und Flechtenbüschelchen, jedes Astloch und jede Rinden- und Holzspalte wird durchschnuppert und durchstöbert. Tausenden von lästigen Insekten bereitet eine derartige Streifpartie den Untergang. Aber auch Nüsse und Beeren werden dabei nicht verschont. Eicheln, Buchekern, die Flügelfrüchte des Ahorns, der Tanne und der Kiefer, alles muß herhalten, um die hungrigen Bäuchlein zu füllen. Und fühlt der Tottler wirklich einmal gelindes Magendrücken, so sucht er dieses wunderbarerweise durch das Verschlucken einiger Kiesstückchen zu beseitigen.

Ebenso interessant, wie der Kleiber im allgemeinen, ist auch sein Nestbau. Er legt diesen ausschließlich in Höhlungen an, gibt aber Baumhöhlungen den Vorzug. Nur in Ermangelung dieser nimmt er zu Mauer- und Felsspalten seine Zuflucht. Eine ganz besondere Vorliebe hat er für die Bruthöhle des Spechtes. Sie in Besitz nehmen zu dürfen, bedeutet für ihn die Gewinnung eines Königreichs. Die Eroberung wird ihm aber häufig recht sauer gemacht. Nicht nur der vorjährige Besitzer, der Specht, sondern auch noch andere Vögel, besonders die Stare, rücken ihm dabei hart auf den Leib und treiben ihn meistens in die Flucht. War ihm der Zufall günstig, ließ man ihn ungeschoren mit seinem Weibchen Einzug halten, so richtet er die Wohnung nach seinem Geschmacke ein. Zunächst mauert er die Eingangstür bis auf ein seiner Körpergröße entsprechendes Flugloch zu. Dazu bedient er sich kleiner Lehm- oder anderer Erdstückchen, die mit klebrigem Speichel befeuchtet, mit dem Schnabel durchknetet und gegen die Wandung der Röhre gedrückt werden. Der so entstandene Mauerring ist, von außen nach innen gemessen, etwa zwei bis drei Centimeter breit und so fest und zähe, daß man ihn erforderlichen Falles gewaltsam herausbrechen muß. Diesem Maurerkunststückchen verdankt der liebe kleine Kerl den Namen Kleiber.

Das Innere der Kinderwiege versieht der Kleiber mit einer Polsterung aus Eichen- oder Buchenblättern oder, wenn diese nicht zu beschaffen sind, mit einer Fütterung aus dünnen Kieferrindenstückchen. Auf diese äußerst locker gehaltene Unterlage legt das Weibchen Ende April seine sechs bis neun weißschaligen, dunkelrotpunktierten Eier, denen nach einer vierzehntägigen Brütezeit die kleinen Tottler entschlüpfen.

Der Kleiber gehört, abgesehen von einigen unbedeutenden Näschereien, zu den zierlichsten und nützlichsten Vögeln und ist darum dem Schutze der Menschen aufs wärmste zu empfehlen.

Der Schattenvogel.

56 cm lang.

Der verdient seinen Namen mit Recht! wird jeder sagen, der den stelzbeinigen, düster dreinschauenden Gesellen vor sich stehen sieht. Ernst und würdevoll, wie ein Heiliger, der mit der Welt und ihrer Lust abgeschlossen hat, schreitet er im Sumpfe, am Ufer des Gewässers dahin. Kein Laut entfährt seinem langen, pechschwarzen Schnabel. Stumm und andächtig blickt er auf den glitzernden Spiegel des Gewässers. Sein Federkleid gleicht einem dunkelbraunen, vorne etwas abgetragenen Mönchsgewande. Wie das Abzeichen eines Bruderordens nimmt sich auch die dunkelpurpurrote Binde aus, welche die Spitzen seiner Steuerfedern schmückt. Nicht weniger charakteristisch ist der einer Mönchskutte ähnelnde Federbusch an seinem Hinterkopfe. Von weitem gesehen hat es den Anschein, als trüge der düstere Bursche statt des Kopfes einen doppelt zugespitzten Hammer auf dem Rumpfe, weshalb man ihm auch den Namen Hammerkopf verliehen hat. Nichts ist an dem ganzen Sonderlinge vorzufinden, das die düstere Stimmung seines Äußeren auch nur ein wenig zu erhellen, seinen äußeren Eindruck freundlicher und anheimelnder zu gestalten imstande wäre. Die Augen, selbst düster und von einem düsteren Federstreif überdacht, leuchten in jenem unheimlichen Glanze, den wir in den Augen unglückseliger Weltschmerzler anzuschauen gewöhnt sind. Auch die langen, schwarzen Beine, deren Zehen durch tief eingeschnittene Häute miteinander verbunden sind, tragen nur dazu bei, das Gespensterhafte seines äußeren Wesens zu erhöhen.

Dem seltsamen Aussehen des Schattenvogels entsprechen auch seine Lebensverrichtungen. Seine Lieblingsstätten sind die baumüberdachten Ufer der Bäche, Flüsse und Ströme Inner- und Südafrikas, Madagaskars und Südarabiens. In Waldungen, deren dichtes Zweig- und Blätterdach weder der Silberstrahl des Mondes, noch das goldene

Licht der Sonne zu durchdringen vermag, verbringt er seine Tage. Hier sitzt er während des Tages schlafend und träumend auf irgendeinem Aste, fliegt ab und zu auf den dampfenden Boden, schreitet ernst und gemessen auf und ab, steht, vor sich hinbrütend, minutenlang auf einer Stelle und kehrt dann wieder zu seinem Ruhesitze zurück, um, von tiefen Schatten umgeben, weiter zu schlafen und zu träumen. Erst wenn sich die Sonne ihrem Untergange entgegenneigt, verläßt er seine Tagesherberge, um an den Ufern eines naheliegenden Gewässers dem Vergnügen der Jagd zu huldigen. Seine Lieblingsnahrung bilden Fische. Er verschmäht aber auch Frösche, Schlangen und Kerbtiere nicht und nimmt, wenn ihm nichts anderes in den Weg kommt, selbst mit einem Gericht Krebse und Schnecken fürlieb. Bei der Verfolgung verhält sich der Schattenvogel ähnlich wie sein Vetter, der Marabu. Wird er eines Menschen ansichtig, so fliegt er nicht gleich wer weiß wohin, sondern entfernt sich nur auf eine kurze Strecke, um die Hantierungen seines Verfolgers beobachten und weitere Vorsichtsmaßregeln treffen zu können.

Wie der Schattenvogel die düsteren und einsamen Winkel den hellen und geräuschvollen Plätzen seines Wohngebietes vorzieht, so liebt er es auch, ohne jede Gesellschaft zu sein. Nur hin und wieder sieht man ihn mit seinem Weibchen vereinigt. Beide aber verhalten sich so sonderbar gegeneinander, daß man annehmen möchte, sie hätten ein Gelöbnis ewigen Schweigens und Geschiedenseins abgelegt.

Wenn das düstere Aussehn und die vielen Eigentümlichkeiten in der Lebensweise schon die Eingeborenen veranlaßten, den Schattenvogel als einen mit irgendeiner höheren Macht im Bunde stehenden Sonderling zu betrachten und ihm scheu aus dem Wege zu gehen, so ist die Art seines Nestbaues erst recht dazu angetan, den übersinnlichen Vorstellungen von seinem Wesen und Lebenszweck fruchtbaren Boden und feste Gestalt zu geben. Weder die Brutkasernen der Siedelsperlinge, noch die Kunsterzeugnisse der Webervögel sind mit den gewaltigen Bauwerken des Schattenvogels zu vergleichen. Niemand mochte, da die Furcht vor dem düsteren Gesellen jede genauere Beobachtung unmöglich machte, glauben, daß er der Meister dieser Riesenbauten sei. Man nahm darum an, daß er neben vielen andern geheimnisvollen Gaben auch die Kraft besäße, andere Vögel zur Aufführung seines Brutgebäudes zu zwingen, und daß er nur insofern

dabei beteiligt sei, als er den Bauplan liefere und die Bauarbeiten kontrolliere. Wir, denen der Glaube an Zauber- und Teufelskünste im Laufe der Zeit im großen und ganzen abhanden gekommen ist, wundern uns und lächeln über die naiven Anschauungen von dem Vermögen eines harmlosen Sumpfvogels. Wir wissen, daß er nicht mehr als Brot essen kann, und doch beschleicht auch uns, wenn wir vor seinen Riesenbauwerken stehen, ein seltsames, fast unheimliches Gefühl. Der ganzen Ausführung und inneren Einrichtung liegt soviel Verständnis und Planmäßigkeit zu Grunde, wie wir sie bei einem Stelzfüßler gewöhnlich nicht voraussetzen. Die Beobachtungen haben aber erwiesen, daß der Hammerkopf der Baumeister seines Hauses und Herdes ist.

Den Wandungen unserer ländlichen Backöfen nicht unähnlich, die aus Ziegelsteinstücken, Stroh und Lehm aufgeführt werden, sind die Brutgebäude der Schattenvögel aus starken, kurz gebrochenen Ästen, Blättern, Schlamm und Lehm kunstvoll zusammengemauert. Der Bau hat eine Tiefe und Höhe von anderthalb bis zwei Metern und wiegt selten weniger als zwei bis drei Zentner. Oben befindet sich eine kuppelartige Überwölbung. Ein rundes Eingangsloch, das so weit ist, um den Vogel in kriechender Stellung durchzulassen, führt zu den innern Räumlichkeiten: einem Vorzimmer, Speisezimmer und Schlafgemach. Alle drei Zimmer sind durch entsprechende Eingänge untereinander verbunden. Das Schlafgemach ist am geräumigsten, liegt höher als die übrigen Zimmer und ist mit einem Lager aus Schilf, Grashalmen, Blättern und anderen weichen Pflanzenstoffen versehen. Der Mittelraum dient zur Aufnahme der Jagdbeute. Er hat ein sehr wenig appetitliches und einladendes Aussehen; denn in seinen Winkeln liegen eine Menge Reste von Fischen, Schlangen, Fröschen, Eidechsen, Käfern und anderem Getier, die teilweis in Verwesung übergegangen sind und den ganzen Vogelbau mit einem pestilenzialischen Gestank erfüllen. Das Vorderzimmer wird zu Wachtdiensten benutzt. In ihm liegt das Männchen lang auf dem Boden und hält den Kopf hinaus ins Freie gestreckt, um alles, was in der Nähe des Nestes vorgeht, beobachten und bei Annäherung einer Gefahr das Zeichen zur Flucht geben zu können.

Die Wandungen dieser großartigen Vogelbauten, die in den Astgabeln solcher Bäume angelegt werden, die steile Bergabhänge und Uferwände überragen, sind so fest, daß sie einen Menschen bequem zu

tragen imstande sind. Daß solche Arbeiten den Schattenvogel als ein von der Natur ganz besonders ausgestattetes Wesen erscheinen ließen, kann uns kaum noch wundern. Ihm gebührt entschieden der erste Platz in den Reihen aller befiederten Baukünstler.

Der Homrai.

120 cm lang.

Das, was den beneidenswerten Reisenden in den malerischen Landschaften am Südfuße des Himalaya, der Wiege uralter indischer Mythen und Heldensagen, am meisten überrascht, ist das Wiederfinden europäischer Gewächse.

Dort prangt der Apfel-, Birn-, Pfirsich-, Pflaum- und Aprikosenbaum in schönstem Blütenschmucke. Von jedem Abhange, aus jedem Gärtchen grüßen und lachen ihm Stachel-, Johannis-, Erd- und Himbeerpflanzungen mit ihren saftreichen Früchten entgegen. Aber nicht nur beim Anblick der Pflanzenwelt werden in ihm Erinnerungen an das Vaterhaus wachgerufen, sondern auch liebe, bekannte Weisen, die lieblichen Liedesklänge der Nachtigall, der Singdrossel und anderer Sänger zaubern das trauliche Bild der fernen Heimat mit ihren eichen- und rebenumkränzten Auen vor seine Seele.

Neben diesen trauten Bekannten trifft sein rastlos umherschweifender Blick auf ein unzähliges Heer vollständig fremder Dinge. Hier erfreut ihn die Fülle und Farbenpracht würzigen Duft ausatmender Blumengebilde. Dort ruht sein Auge mit Wohlgefallen auf einer Gruppe majestätischer Palmen und anderer fremdartiger Bäume, voll anmutender Schönheit und trotzig edler Kraft. An ihren Stämmen und Ästen treiben possierliche Affen ihr Spiel und suchen durch drolliges Benehmen, List und Verschlagenheit einander zu überbieten. Hoch oben in den Kronen zwitschern, flöten, trompeten und krächzen Vögel, deren reicher Farbenschmuck, eigenartige Gestalt und seltsames Benehmen die Sinne fesseln. Unter ihnen erkennt das Auge des Forschers auch den „König der Wälder", den Homraï oder Doppelhornvogel, der freilich nicht bloß hier, sondern über ganz Vorder-, Hinterindien und Sumatra verbreitet ist.

Der Homraï, dessen Federkleid, Schnabel, Augen und Füße nicht weniger als zwölf Farben aufweisen, bewohnt mit besonderer Vorliebe

Lichtungen an Flüssen gelegener Wälder. Dort sieht man ihn in den Wipfeln der höchsten Bäume, umgeben von einer kleineren oder größeren Schar seinesgleichen, oft stundenlang wie angewurzelt sitzen. Den unförmlichen, mit einem Hornaufsatze geschmückten Schnabel leicht nach oben gehoben, den Hals fast vollständig unter die Schwingen gezogen, schaut er selbstbewußt ernst und in sich gekehrt ins Weite. Seine würdevolle und vornehme Haltung gibt ihm das Aussehen eines echten Aristokraten. Seine absolute Ruhe verleiht ihm das Gepräge eines über alle Kleinigkeitskrämereien dieser Welt hinwegsehenden Philosophen.

Hin und wieder nur erhebt sich einer oder der andere aus dem Kreise der ehrwürdigen Denker und segelt dem Wipfel eines der nächststehenden Bäume zu, wobei ihm die Zurückbleibenden, die Hälse und Köpfe abwechselnd nach oben und unten bewegend, ein kaum beschreibbares Abschiedslied singen. Ein Lied, das nicht der Kehle eines Vogels, sondern der Gurgel eines Ochsenfrosches zu entströmen scheint und lebhaft an den Schrei des Esels erinnert. — Ebenso seltsam, wie die Stimme des Homraï ist, erscheint auch das Geräusch seiner Flügelschläge während des Fluges, das noch in der Entfernung einer englischen Meile hörbar sein soll.

So ehrbar und ruhig sich der Homraï für gewöhnlich benimmt, so unverträglich ist er im Verkehr mit anderen Vögeln. Wehe dem Ärmsten, der sich kecker Weise in den Bereich seiner wuchtigen Waffe wagt. Ein einziger Schlag genügt, um dem Zudringlinge das Lebenslicht auszublasen. Unter seinesgleichen ist der Homraï duldsamer, nicht etwa aus besonderer Rücksicht gegen die Blutsverwandtschaft, sondern weil er in seinen Familienangehörigen die ihm in jeder Beziehung ebenbürtigen Gegner respektiert.

Das Brutgeschäft vollzieht ausschließlich das Weibchen des Doppelhornvogels. Es erwählt zu diesem Behufe die passende Höhlung eines Baumstammes, die, einmal in Besitz genommen, nicht eher von ihm verlassen wird, bis den zwei bis drei schmutzig-lichtbräunlichen Eiern die Jungen entschlüpft sind. Das ist eine Erscheinung, die uns im Leben der Vögel nicht oft entgegentritt, und deren Zweckmäßigkeit, trotz aller Nachforschungen und Untersuchungen, bis heute noch nicht recht klar gestellt ist. Wenn auch bei fast allen Vögeln die Männchen den Weibchen während der Brutzeit Futter zutragen, so geschieht dies

doch nur, um das Verlassen der Eier möglichst zu beschränken. Daß aber das Männchen während jener Zeit vollständig für die Erhaltung des Weibchens Sorge trägt, und dieses auch nicht ein einziges Mal den jeder Bequemlichkeit entbehrenden Brutraum verlassen darf, wie das beim Homraï der Fall ist, gehört jedenfalls zu den merkwürdigsten

Seltenheiten auf dem Gebiete der Vogelkunde. Wir glauben nicht, daß jemand in Anbetracht dieser Erscheinung geneigt sein könnte, das Leben der Frau Homraï mit einem Leben im Schlaraffenlande zu vergleichen. Was diese etwa zwei bis drei Wochen währende unglücklich-glückliche Zeit für sie bedeutet, erfahren wir am besten, wenn wir sie bei ihrem ersten Ausfluge beobachten. Wie an allen Gliedern ge-

brochen, kreuz-, fuß- und flügellahm, am Körper zerzaust und zerschunden, kriecht sie schwerfällig und mühsam am Boden dahin. Erst nach geraumer Zeit ist sie wieder soweit gekräftigt, sich flatternd auf den nächststehenden Strauch zu erheben. — Wir danken für die Ehre und das Vergnügen, die erlauchte Gattin des indischen Königs der Wälder zu sein. —

Ebenso eigenartig, wie das ununterbrochene Brüten bei dieser Vogelart ist, erscheint auch die Art des Verschließens ihrer Bruthöhle. Man war lange Zeit der Meinung, daß das im Eingangsloch vorhandene Mauerwerk aus Lehm oder Schlamm bestehe und eine Arbeit des Männchens sei. Neuere Forschungen haben diese Annahme als unrichtig erwiesen. Frau Homraï baut den Verschluß allein. Sie verwendet dabei ihren eigenen Kot als Baumaterial. Geschickt hebt sie diesen vom Boden des Brutraums auf, befördert ihn nach oben, klebt ihn an die Seitenwandungen des Flugloches und klopft ihn mit der flachen Seite des Schnabels wie mit einer Mauerkelle fest. Auf diese Weise wird die Öffnung bis auf einen nur einen Zentimeter breiten und etwa acht Zentimeter hohen Schlitz geschlossen. Dieser Schlitz gewährt dem Schnabel genügenden Spielraum zur Empfangnahme der täglichen Rationen und gestattet, die Bruthöhle von dem nicht mehr anders zu verwendenden Unrate zu säubern.

Warum, so fragen wir, unterziehen sich die Weibchen der Homraïs jenen fürchterlichen Strapazen? Haben sie es den unglücklichen religiösen Schwärmern ihrer Heimat abgesehen, die jahrelang in ein und derselben Stellung verharren, so daß ihre Glieder steif und zu jeder freieren Bewegung unfähig werden? — Das Umgekehrte ließe sich jedenfalls eher vermuten. Warum nimmt das Weibchen eigenhändig die Einkerkerung vor, die ihm neben der Freiheit in der Bewegung auch noch den Zutritt der Luft und des Lichtes raubt? —

Wir kommen am leichtesten zur richtigen Auffassung dieser Absonderlichkeiten, wenn wir annehmen, daß das ununterbrochene Bebrüten der Eier absolute Notwendigkeit sei, wenn anders die Eier nicht zugrunde gehen sollen. Alles andere ergibt sich hieraus von selbst. Das Weibchen ist gezwungen, sitzen zu bleiben und die Glieder versteifen zu lassen. Es wird infolgedessen unbrauchbar, sich selbst Nahrung herbeizuschaffen und verliert die Fähigkeit, sich gegen Überfälle und Angriffe irgendwelcher Art zu verteidigen. Darum muß es

durch eine Einmauerung, die lüsternen Eindringlingen den Zutritt versagt, für seine und die Sicherheit der Eier Sorge tragen. Dabei kommt ihm der Unrat, der auf die Eier von höchst schädlichem Einfluß sein würde, vortrefflich zu statten.

Diese Sicherheitsvorrichtung wird überflüssig, sobald sich das Weibchen erholt hat und imstande ist, mit ihrem Gatten abwechselnd an der Wiege der Kinder Wache zu halten.

Der Jahrvogel.

80 cm lang.

Ein sehr naher Verwandter des Homrai ist der Jahrvogel. Er ist über die Sundainseln und Malakka verbreitet und bewohnt hier vorzugsweise die Waldungen des heißen Tieflandes. Seine Nahrung besteht aus Früchten und Sämereien.

Der Körper des Jahrvogels ist mit schwarzen Federn bekleidet. Hals und Schwanz sind weiß. Der mit einem fischreiherartigen Schopf geschmückte Oberkopf ist dunkelbraun. Der Schnabel ist horngelb, das Auge rotbraun und der Fuß dunkelgrau. Das, was den Jahrvogel vorzüglich von seinem großen Familienangehörigen unterscheidet, ist die faltige Wulst an der Wurzel des Oberschnabels. Ihrer eigenartigen Gestaltung verdankt er den Namen. Die Wulst entwickelt sich nämlich erst, wenn die Jungen die Grenze der Jugendzeit überschritten haben. Man nahm an, daß sie sich alljährlich um den Ansatz einer Querleiste nach vorne vergrößere und daß nach der Zahl der Querleisten das Alter des Vogels zu bestimmen sei. Diese Annahme hat sich infolge genauerer Beobachtungen jedoch als irrig erwiesen. Der Gesang des Jahrvogels, wenn wir seine Lautäußerungen also bezeichnen dürfen, gleicht dem Schreien eines sterbenden Schweines oder dem Brüllen eines in der Schlinge steckenden Raubtiers.

Wie in der übrigen Lebensweise, so stimmt der Jahrvogel auch in der Art zu brüten und zu bauen mit dem Homraï überein. Weshalb wir es für überflüssig erachten, darauf besonders einzugehen.

Die Behauptung der Eingeborenen, daß das Männchen das brütende Weibchen eifersüchtig bewache und im Vergehungsfalle mit Einkerkerung, ja sogar mit einem elendiglichen Hungertode bestrafe, halten wir für eine naturgeschichtliche Fabel.

Der Tok.

46 cm lang.

Ein anderer Verwandter des Homrai ist der Tok oder Korwe. Seine Heimat sind die waldigen Gegenden Süd-, West-, Ost- und Mittelafrikas. Wenngleich örtlich so weit von seinem hochgeborenen Vetter getrennt, zeigt der Tok doch eine mit diesem für alle Lebensverrichtungen geltende Übereinstimmung. Auch er liebt es, stundenlang auf den Wipfeln der höchsten Bäume seines Wohngebietes zu sitzen und ernste Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen anzustellen. Höchst selten nur verläßt er seine luftigen Sitze, um auch einmal eine Streifpartie auf dem Boden zu unternehmen, wo er die gefundene Nahrung nach Art unsers Wiedehopfes in die Höhe wirft und mit dem Schnabel wieder aufzufangen sucht. Bei seinen gefiederten und vierfüßigen Landsleuten hat sich der Tok dadurch, daß er das Nahen des Löwen, Leoparden oder eines andern gefürchteten Wald- und Wüstenräubers verkündet, ein gewisses Ansehn verschafft. Alles lauscht seinem weithin vernehmbaren Gackern, dessen Glaubwürdigkeit er den etwaigen Zweiflern durch Kopfnicken bestätigt.

Das Bau- und Brutgeschäft wird vom Tok in ähnlicher Weise wie vom Homraï betrieben. Nur insofern lauten die Berichte darüber anders, als behauptet wird, das Weibchen bleibe bis zum Flüggewerden der Jungen in dem vom Männchen mit Lehm und Mulm vermauerten Neste, und während der zwei bis drei Monate dauernden Gefangenschaft habe das Männchen die ganze Familie mit Nahrung zu versorgen.

Ob dem so ist, läßt sich mindestens leise bezweifeln. Wir sind der Meinung, daß Berichten, die sich lediglich auf Erzählungen der Eingeborenen stützen, nicht allzuviel Glaubwürdigkeit beizumessen sei.

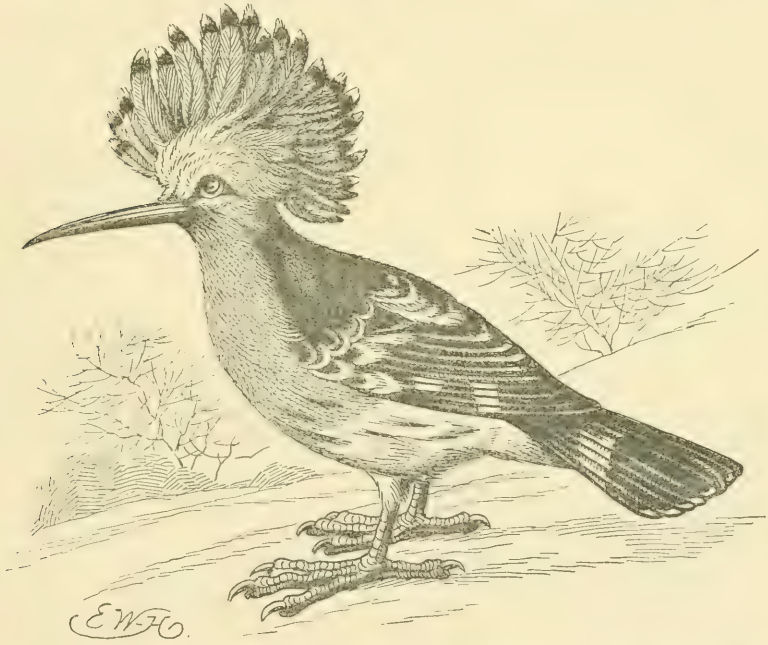
Ein Spaßvogel.

Wunderliche Käuze hat es zu allen Zeiten gegeben, und nirgends hat es an Possenreißern, Lustigmachern und Spaßvögeln gefehlt. Und das ist gut und heilsam. Es wäre traurig, wenn man in der Welt nur bärbeißigen, griesgrämigen und brummigen Leuten begegnen und immer nur in trübselige und trostlose Gesichter blicken sollte. Echte Fröhlichkeit ist die Würze, der Sonnenschein des Lebens, und ein guter Spaß geht über die beste Mahlzeit und das süßeste Mittagsschläfchen.

Einen echten, rechten Spaßmacher sollst du jetzt kennen lernen. — Laß alles stehn und liegen, und folge mir, aber recht vorsichtig, wenn ich bitten darf, damit uns der Spaß nicht zu Wasser werde! Wie sich die Menschen am liebenswürdigsten und ungezwungensten im Kreise guter Bekannter und Freunde geben, so auch die Vögel. Sie haben auch alle Ursache, auf der Hut und dem Menschen gegenüber mißtrauisch zu sein; denn niemand ist ihnen gefährlicher als er.

Nun vorwärts! — Wo die alten, ehrwürdigen Schwarzpappeln und knorrigen Kopfweiden stehen, vor denen dich abends gruselte, wo zwischen Weißdornhecken und Brombeerbüschen die Kühe und Schafe des Dorfes weiden, ist unser Ziel. — Wir schleichen von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch. — Halt! — Vernahmst du den seltsamen Ruf? — „Hupp, hupp!“ scholl es über die Wiese hin. Das ist die Sprache dessen, den wir suchen. So unterhält er sich zur Frühlingszeit mit seinem lieben Weibchen, wenn er bei guter Laune ist, wenn er ungestört unter dem uns so sehr verhaßten Ungeziefer, den Mist-, Mai-, Brach-, Juni- und Rosenkäfern, Heimchen, Maulwurfsgrillen, Schnecken, Maden und Raupen aller Art, aufräumen und schwelgen darf. So begrüßt er seine lieben Kinder, die in irgendeinem hohlen Baume der Umgegend untergebracht und warm gebettet sind. So lockt er sie zur Morgen-, Mittag- und Abendzeit, wenn er, reich mit Beute beladen, von einem Ausfluge zu ihrer luftigen Wiege heimkehrt. Ist er außerordentlich mit ihrem Betragen zufrieden, und will er ihnen ein ganz besonderes Lob spenden, so äußert er das durch ein leises „Queg, queg!“, was so viel wie „brav, brav!“ bedeutet. —

Horch! — Wieder erklang das fröhliche „Hupp, hupp!“ — Tritt auf diesen Baumstumpf! — Siehst du, dort sitzt der lehmgelb, schwarz und weiß geputzte Bursche auf einem alten Kuhfladen und erarbeitet sich mit seinem langen, sanft gebogenen Schnabel mühsam sein täglich Brot. — Ein prächtiger Vogel ist es! — Schon bei den alten Griechen erfreute sich dieser so außerordentlich nützliche Gesell großen Ansehens. Eine ihrer Sagen verherrlicht ihn als den verwunschenen Thraker-



fürsten Tereus. Fürwahr, die alten, scharfsinnigen Griechen erwählten in ihm keinen üblen Vorwurf zur Bildung ihrer Sage. Gleicht sein Schnabel nicht einer Lanze, sein fächerartiger Federschopf nicht dem Helmbusche eines fürstlichen Kriegers? — Der Federschopf, der aus etwa zwanzig rostgelb, an der Spitze schwarz und weiß gefärbten Federn besteht, ist nicht nur ein hervorragender Schmuck unsers Vogels, sondern auch das Thermometer seiner Gemütsbewegungen. An dem aufwärtsstehenden oder niederliegenden Schopfe erkennt man, ob sein Träger bei böser oder guter Laune, ob er erregt oder ruhigen Blutes ist. —

Sieh, sieh! — Eine Posse beginnt. Der Spaßmacher führt ein Tänzchen auf. Wie ein dreibeiniger, von unsichtbarer Hand bewegter Schusterschemel tummelt er sich durch das Feld. Jetzt dreht er sich, den Schnabel abwechselnd tief in den Boden stoßend, lustig im Kreise herum. Jetzt hüpft er, dasselbe Manöver fortsetzend, von einem Kuhfladen zum andern. Sieht er nicht so aus, als ob ein alter Invalide, auf seine Krücke gestützt, durch die Wiese humpele? — Mit jedem Schnabelstoße erfolgt eine genaue Untersuchung des Bodens oder der Dunghaufen, die reichlich auf dem Weidefelde ausgebreitet liegen. Jeder Hieb gilt irgendeinem naseweisen Blatt-, Blüten-, Stengel- oder Wurzelräuber. Jetzt streckt Meister „Hupp, hupp" seinen Schnabel senkrecht nach oben und gebärdet sich, als ob er ein Loch in die Luft bohren oder der freundlich strahlenden Sonne Kußhändchen zuwerfen wolle. Er schleuderte seine Beute, einen feisten Roßkäfer, empor, um sie, von oben herabfallend, aufzufangen und durch den Schlund in seinen verdauungstüchtigen Magen spazieren zu lassen.

Was ist das? — Wie vom Blitze getroffen stürzt der noch eben so lustige und aufgeräumte Gesell platt auf den Boden. Den Schnabel, den Schwanz, die Beine und Flügel ausgestreckt, liegt er da, als ob's mit ihm für immer vorbei wäre. Die vorüberfliegende, „krak, kroak!" schreiende Krähe hat's ihm angetan. Das Rauschen ihrer Schwingen und ihr lautes Gekrächze haben ihn zum Tode erschreckt. Der äußerlich so keck und kampfesmutig aussehende Vogel ist im Grunde sehr ängstlicher und schreckhafter Natur. Bei dem geringsten Geräusche fährt er zusammen, und schon eine harmlose, dicht über ihn hinsegelnde Schwalbe kann ihn vollständig aus der Fassung bringen. Dies Angstgefühl ist aber keineswegs das Zeichen eines bösen Gewissens und ein Grundzug im Wesen und Charakter Meister „Hupps", sondern er trägt es nur da zur Schau, wo er im Verkehr mit den Menschen üble Erfahrungen sammelte. Mit dem Hirten und den diesen anvertrauten Rindern und Schafen lebt er auf durchaus freundschaftlichem Fuße. Er gestattet dem Hirten, sich ihm auf wenige Schritte zu nähern, und dem weidenden Vieh läuft und tanzt er ungebunden und vertrauensselig zwischen den Beinen herum und lauscht mit sichtlichem Wohlbehagen dem lustigen Spiele seiner Glocken und Schellen.

So haben wir nach kurzem Spaziergange einen Vogel kennen gelernt, der nicht nur sehr nützlich ist, sondern der auch durch sein

drolliges, spaßhaftes Betragen und sein hübsches Aussehen dem Felde und der Flur einen eigentümlichen Reiz verleiht.

Der Wiedehopf, so heißt unser reizender Spaßvogel, verdient unsere Liebe, Achtung und Schonung. Es wäre leicht, die Wiege seiner Kinder aufzusuchen; aber ich möchte dringend davon abraten. Es will mir nicht menschenwürdig erscheinen, sich in den häuslichen Frieden so nützlicher, lieber Wesen zu drängen und ihnen die Freude am Leben in leichtfertiger Weise zu verkümmern. Dann aber ist ein Besuch der Kinderstube des guten Meisters „Hupp, hupp" auch darum nicht zu empfehlen, weil diese mit Kuh-, Schaf- und anderem Dünger ausgefüttert und gepolstert ist. Diese absonderliche Polsterung gibt dem Bau ein wenig geschmackvolles Aussehen und verbreitet einen üblen Geruch, den auch der noch empfindet, der gerade keine von den bevorzugtesten Nasen hat. Aus diesem Grunde hat man dem Wiedehopfe eine Reihe anrüchiger Namen gegeben. Man nennt ihn Stinkhahn und Stinkpeter, Kothahn, Kotkrämer oder Kotmichel. Das will aber für uns, die wir seine Lebensverrichtungen kennen gelernt haben und im Interesse des Gesamthaushaltes der Natur zu würdigen wissen, nicht viel sagen. Wir haben den neckischen und hübschen Burschen doch gern und wollen sein Ansehn zu retten und seine Ehre zu heben suchen, wo sie von oberflächlich urteilenden Leuten bedroht wird. Der Name tut nichts; wenn der ganze Kerl nur gut ist.

3. Zementierer.

Sie verfertigen die Nester, die frei an steilen Felswänden oder wagerechten Ästen hängen, aus ihrem eigenen Speichel.

Die Salangane.

13 cm lang.

Wenn wir, von Westen kommend, das Dampfroß des Meeres der Sundastraße entgegenlenken, so erfreut das Bild einer wie aus den Fluten des indischen Ozeans hervorgezauberten, mit allen Reizen der Natur verschwenderisch ausgestatteten Landschaft das Auge des Reisenden. In fast unmittelbarer Nähe des Strandes erheben sich Tausende von stattlichen Palmenbäumen, deren Eigenart in Stamm- und Kronenbildung den Europäer überrascht. Hinter ihnen dehnen sich unabsehbare, lichtgrünen Teppichen gleichende Reispflanzungen aus, in denen sich neben den einfachen Bambushütten des Landmannes malerisch die dunkelgrünen Gruppen von Fruchtbäumen erheben. Weiter nach Osten hin findet das entzückende Landschaftsgemälde in einer sich scharf vom wolkenfreien Himmel abhebenden, düsteren Waldwand seinen erhabenen Abschluß. Sie ist das fernliegende Bild des üppigen javanischen Hochgebirgswaldes.

Wenn irgendwo auf der Welt, so hat hier die Natur bewiesen, was sie an Kraft und Fülle, Form und Farbenreichtum hervorzubringen vermag. Hier wuchern Gewächse in einer Menge und Dichtig-

keit, daß man kaum den Fuß vorwärts zu setzen vermag, ohne sich vorher mit dem Hackmesser den Weg gebahnt zu haben. Alles drängt sich auf- und übereinander. Leben ringt mit Leben. Tausende von Parasiten saugen am Mark der gewaltigen Baumstämme, deren Höhe, Dicke und ausgebreitete Verzweigung unser Erstaunen erregen. Vergebens sucht man in ihren Gipfeln das äußere Ende der sich hinaufwindenden Schlinggewächse. Hier klettern sie hinauf, dort hinab, dort steigen sie zu anderen Bäumen hinüber, kehren von ihnen aus zum Boden zurück, um von hier an einem dritten und vierten Baume emporzuklettern. So werden oft zehn bis zwanzig Bäume durch eine einzige, mehrere hundert Meter lange Ranke wie durch ein Schaukelseil verbunden. Die Kronen erscheinenn wie dicht gewebte Flechtwerke, die nur wenigen Sonnenstrahlen den Durchgang gestatten.

Noch nach dem Verlassen dieses Urwaldes an dem Genusse zehrend, den uns die zauberhafte Fülle und der geradezu wunderbare Reichtum seines pflanzlichen Lebens verschaffte, treffen wir plötzlich auf ein Gebiet grauenerregender Wildnis, auf ein wahres Hoflager der Schrecken und des Todes. Es ist das Guepa Upas, d. h. das vergiftete Tal, dessen Unfruchtbarkeit auf den giftigen Ausdünstungen seines Bodens beruht. Es ist etwa eine halbe englische Meile lang und befindet sich fünf Meilen von Bathur.

So haben wir in wenigen Zügen das Bild eines der reichst gesegneten Länder der Erde zu zeichnen versucht; ein Bild, in dessen Vordergrunde wir neben einer Reihe vierfüßiger, kriechender und beschwingter Tiere auch den ersten unserer Zementierer, die Salangane, erblicken. Wenn die Salangane auch auf der West- und Ostküste von Hinterindien, bis zu den Buchten von Bengal und Siam, auf Zeylon, den Andamanen und Nikobaren anzutreffen ist, so darf doch Java als ihre engere Heimat angesehen werden.

Das Federkleid der Salangane ist oben schwarzbraun und spiegelt in metallischem Glanze, unten ist es stumpf graubraun. Die Flügel sind ungemein lang und vortrefflich zum Segeln eingerichtet. Der Schwanz ist bei weitem nicht so tief wie der unserer Schwalben ausgeschnitten und hat eine tiefschwarze Farbe. Der bis unter die Augen gespaltene, starkhakige Schnabel ist schwarz. Die klug und freundlich in die Welt blickenden Augen haben kastanienbraune und die zierlich gebauten Füße schwarze Farbe.

Das Steilufer der Südküste von Java ist eine der Hauptpflanz- und Pflegstätten der Salanganen. Dort, wo der Ozean seit Jahrtausenden brandete, wo die gewaltige Wucht seiner schaumgekrönten Wogen die Kalkfelsen zerklüftete und nach und nach Nischen, geheimnisvolle Grotten und sagenumwobene Höhlen in die verwitterten Steinmauern grub, dort ließen sie sich häuslich nieder. An die senkrechten Wände der nur spärlich beleuchteten, von donnerähnlichem Sturm- und Wogengebrüll wiederhallenden Felsenkammern kleben sie ihre eigenartigen Nester, die etwa dem vierten Teile einer Eierschale gleichen. Die Stelle, an der sie befestigt sind, bildet die Rückwand des zierlichen Nistraums. Ihre Außenwandungen sind äußerst dünnschalig. Dem oberen, zuletzt aufgeleimten, dickeren Rande, der an beiden Enden flügelartig ausgebreitet und fest mit dem untergrundbildenden Gestein verkittet ist, verdanken sie ihre Haltbarkeit. Die Nester bestehen aus einer weiß oder bräunlich gefärbten, dem erhärteten Fischleime ähnlichen, schwach durchsichtigen Masse, die schichtenweis zusammengefügt ist. Diese Masse wird durch die während der Nestbauzeit wulstartig entwickelten Speicheldrüsen der Salangane abgesondert und ist so zähe, daß man sie den Tierchen in Form langer Fäden aus der Mundhöhle spinnen kann.

Wenn die Vögel ihren Bau beginnen, so fliegen sie wiederholt gegen die für diesen erwählte Stelle und drücken den Speichel mit der Zungenspitze an das Gestein. So beschreiben sie zunächst eine hufeisenartige Form an der Felswand. Die anfangs dickflüssige Masse verdunstet sehr schnell an der Luft und bildet nun eine feste Grundlage für das zu bauende Nest. Die Salangane klammert sich an dem gewonnenen Vorsprunge an und trägt unter abwechselnden Seitenbewegungen des Kopfes den fließenden Speichel schichtenweise auf. Hierbei kommt es vor, daß die Vögel, vollständig absichtslos, einige Federn ihrer Hals- und Brustbekleidung herausreißen und diese in die Wandung des Nestes einkitten. Die Federn sind somit ein rein zufälliger Bestandteil im Neststoffe.

Obgleich man diese Nester seit Jahrhunderten als Leckerbissen sammelte und vertilgte, hat man doch erst seit neuerer Zeit in Erfahrung bringen können, aus welchen Stoffen und auf welche Weise sie von ihren Inhabern angefertigt werden. Das hing mit den Schwierigkeiten zusammen, unter denen die weiter oben beschriebenen

Baustätten zu erreichen und zu erforschen waren. Keinem war es möglich, selbst in die Höhlen einzudringen. Man mußte sich einfach mit dem zufrieden gestellt sehen, was die Eingeborenen über die Art der Entstehung der Nester berichteten.

Aber wie gelangten die Javanen in jene Höhlungen voll geheimnisvollen Waltens und Schaffens? — Wer konnte sie, die sonst so nüchtern und bescheiden, so zufrieden mit ihrem Lose sind, die sich beim Anblick des Ringkampfes mit Grashalmen gekitzelter Heuschrecken aufs Höchste ergötzt fühlen, dazu bewegen, an diese Tod und Verderben bringende Arbeit zu gehen? —

Wenn die Zeit der Nesternte da ist, werden den Göttern und Geistern, die nach dem Glauben der Javanen die Höhlen und Grotten bewohnen, Feste gefeiert und Opfer dargebracht. Auf kleinen Opferschalen, die hier und da im Gebirge niedergesetzt werden, bietet man den dort unten Geheimnisvollwirkenden Blumen, Fleisch, Früchte und Gemüse an. Eine Göttin, die Königin der Südsee, Loro genannt, spielt dabei eine besonders hervorragende Rolle. Ihr widmet man ein in einem prächtigen Palmenhaine errichtetes Haus, das kein Ungeweihter betreten und an dem kein Sterblicher vorübergehen darf, ohne die Hände zu ehrerbietigem Gruße zu erheben. Es gehört der Königin, der es bisweilen behagt, den Fluten des Meeres zu entsteigen, um in ihren Tempel unsichtbar Einzug zu halten und ihre vom Meeresregimente ermüdeten Glieder auf dem für sie aufgestellten Paradebette auszuruhen. Jeden Donnerstag werden ihr von den Javanen neue Opfer gebracht. Man zündet Lampen an, räuchert mit Weihrauch, betet, spielt, singt, tanzt, ißt und trinkt. Diese religiösen Zeremonien sind ein Akt der Vorbereitung für die gefahrvolle Nesternte. Musik, Spiel und Tanz vertreiben die Gedanken an die Gefahr; Opfer und Gebet machen Loro geneigt, das Werk der Kühnen zu segnen und sie vor dem Absturz in die brausenden Fluten zu bewahren.

So innerlich gestärkt und voll festen Vertrauens auf ein sicheres Gelingen, besteigt der Javane die Sprossen einer senkrecht an der Felswand herabhängenden, zur Höhle führenden Leiter. Unten angelangt, wartet er, bis die in die Höhle getretenen Wasserwogen von der zusammengepreßten Luft in derselben unter furchtbarem Getöse herausgeschleudert werden. Gewandt wie eine Katze schwingt er sich in das Innere, wo er, auf leiterartigen, an hervorspringenden Fels-

zacken befestigten Gerüsten aus Bambusrohr und Rotansträngen stehend, die Nester mit der Hand oder mit Haken von der Felswand losreißt. Inzwischen dringen die Wellen hart unter ihm in die Grotte und verlassen sie wieder in fortwährender Aufeinanderfolge. Wird die See nun plötzlich ungestüm, schleudert sie ihre Wogen in größeren Massen nach innen, so daß diese den ganzen Raum der Höhle ausfüllen, dann werden die Unglücklichen herabgespült und im tiefen Grunde des Meeres zur ewigen Ruhe gebettet.

Trotz dieser großen Gefahr betreiben die Javanen fast leidenschaftlich das spärlichen Lohn eintragende Geschäft. Die Nestpflücker bilden gleichsam eine für sich abgeschlossene Kaste, in der sich das Geschäft vom Vater auf den Sohn vererbt. Man erntet drei- bis viermal im Jahre und bringt nicht weniger als für sechs Millionen Mark Nester verschiedener Güte auf den Markt. Die Hauptabnehmer sind die Chinesen, die sie mit Salz und Gewürzen abkochen und so aus ihnen eine äußerst pikant schmeckende Suppe gewinnen.

Der Klecho.

18 cm lang.

Kennst du das Land, wo immergrüne Palmen
Empor zum ewig blauen Himmel schau'n,
Wo, ohne Prunk und Pracht, aus Bambushalmen
Die Orang-Menang-Karbau Hütten bau'n? —

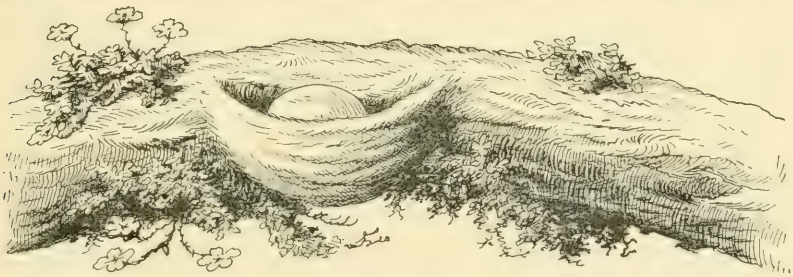
Kennst du das Land, wo Pisang und Banane
Und Kokosmilch den trocknen Gaumen letzt,
Wo sich das Herz am Flug der Salangane,
An des Kusappis Segelkunst ergötzt? —

Dies schöne Land voll märchengleichen Lebens
Und unversiegbar zauberreichen Webens,
So lieb und traut, wie keins mir noch bekannt:
Dies schöne Land, das ist mein Heimatland!

Nicht weniger rühmenswert, wie die Malayen oder Orang-Menang-Karbau ihrer Gewandtheit, Klugheit und Geschicklichkeit wegen sind, ist auch einer ihrer gefiederten Landsleute, der Manuk-

Pedang oder Schwertvogel, seines Gesanges wegen auch Klecho genannt.

Die Wald- und Schilfdickichte oder Dschungeln des indischen Archipels und der Halbinsel Malakka, die der Mensch nur ausnahmsweise, von Jagdlust, Neugierde oder Wissensdurst getrieben, zu betreten wagt, sind das Hauptwohngebiet des Klecho. Dort sitzt er in größeren oder kleineren Gesellschaften seiner Familienverwandten mit besonderer Vorliebe auf den Ästen blattloser Bäume und läßt, ununterbrochen mit der Kopfhaube spielend, ein kurzes, gesangähnliches Geschrei ertönen, das etwa durch die Silben „Tschiffel tschaffel klecho klecho" näher zu bezeichnen wäre. Wenige Augenblicke opfert er aber nur der beschaulichen Rast. Sich vom Aste emporschwingend, schießt er pfeilschnell durch die Luft, erhebt sich zu unabsehbarer Höhe und stürzt



im nächsten Augenblicke senkrecht hernieder, um graziös in wagerechter Richtung über der Oberfläche der Gewässer hinzuschweben. Der Klecho ist ein Flugkünstler ersten Ranges. Wie unsere Schwalben, so liebt auch er es, seine Luftkunststückchen mit Schreien und Zwitschern zu begleiten, nur klingt sein „Kia kia kia" lange nicht so angenehm, wie das liebliche „Wit wit woida" unserer Schwalben.

Unter seinen Verwandten steht der Klecho in bezug auf Anlage und Größe des Nestbaues einzig da. Während jene an Fels- und Mauerwänden, in Spalten und Löchern nisten, klebt er sein Nest an einen möglichst hohen, wagerechten Ast. Der ganze Bau, dessen Wandung aus mehreren Speichelschichten aufgeführt und nicht dicker als starkes Löschpapier ist, mißt in der Länge vier und in der Tiefe einen Centimeter. Wenn schon die Winzigkeit des Nestes dazu beiträgt, es den Späherblicken des Menschen oder Tieres zu entziehen, so wird sein Auffinden dadurch noch besonders erschwert, daß der Baumeister

es vortrefflich der Umgebung anzupassen versteht, indem er die Außenwandung mit Baumflechten, Federn und Rindenstückchen beklebt.

Vergleichen wir die Größe des Nestes mit der Größe des Vogels, so werden wir leicht begreifen, daß es diesem unmöglich sein muß, auf jenem zu sitzen und zu brüten. Der Klecho hockt nicht, wie andere Vögel, auf oder in dem Neste, sondern daneben, auf der Oberkante des Astes und bedeckt allein mit dem Bauche das Nest und das darin liegende Ei. Wie findet sich nun aber das nach einigen Wochen ausschlüpfende Junge mit dem Raum zurecht, der gerade nur für die Beherbergung des Eies ausreichend ist? — Das Junge verläßt wenige Tage nach dem Auskriechen die enge, außerdem leicht zerbrechliche Wiege, um Besitz von der Stelle zu nehmen, welche die Mutter während des Brütens inne hatte. Hier verbringt es, die Krallen fest in die Rinde geschlagen und den Körper platt auf den Ast gedrückt, die übrigen Tage der ersten Jugendzeit. Es ward ihm von der Natur versagt, die Glieder in einer bequem eingerichteten Wiege zu strecken und zu recken und sich während der Nacht oder während eines Unwetters von Vater oder Mutter bedecken und beschützen zu lassen. Sie verlieh ihm die Kraft und die Fähigkeiten, von vornherein selbständig den Kampf gegen Wind und Wetter aufzunehmen. Ja, noch mehr: Um es vor den in der Luft, auf dem Boden und auf den Bäumen herumlungernden Räubern zu verbergen, schenkte sie ihm ein graugrünes Federkleidchen, das völlig mit der Bekleidung des Heimatbaumes übereinstimmt. Sie unterwies es, sich bei der Annäherung verdächtiger Wesen ruhig zu verhalten und nicht, wie das andere junge Vögel zu tun pflegen, den Schnabel aufzusperren und sich durch überflüssiges Gezwitscher und Schreien leichtsinnig zu verraten.

So waltet die Natur: Nirgends Zufall; überall Plan, Gesetzmäßigkeit, Zweck.

Der Guacharo.

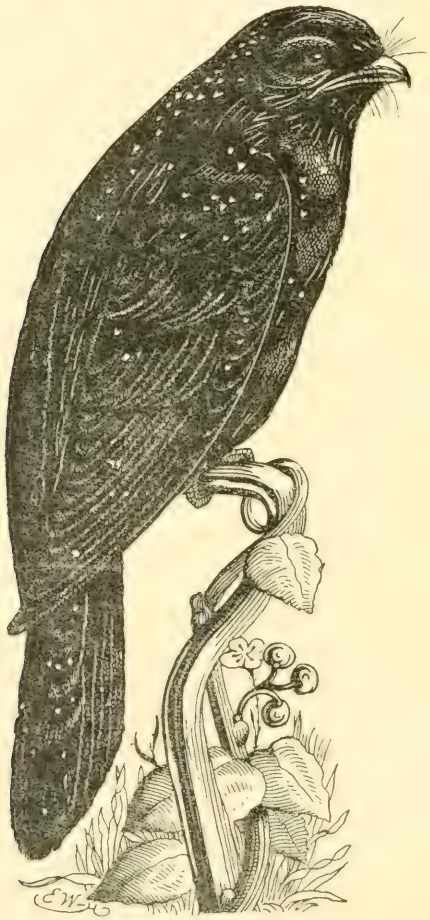
55 cm lang.

Die Höhle von Guacharo, im Gebiete des Tales Caripe in Venezuela, ist die Hauptheimstatt des Guacharos oder Fettschwalken. Die Höhle, die von den Eingeborenen die Fettmine genannt wird, öffnet sich in ein Seitental, das nach der Sierra del Guacharo ausläuft. Das Grottentor, das man auf einem an einem lustig plätschernden Bache sich hinziehenden Fußsteige erreicht, ist wahrhaft prächtig und muß selbst auf denjenigen einen überwältigenden Eindruck machen, der an die malerischen und erhabenen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist. Der Felsen, der dieses von der Natur ausgeführte Tor überwölbt, ist mit Bäumen von riesenhaftem Wuchse besetzt. Der Mamei und der Genipayer, mit breiten, glänzenden Blättern, strecken ihre Äste senkrecht zum Himmel, während die der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Laubdecke bilden. Orchideen von seltsamer Bildung schauen aus den Felsenritzen hervor und nicken, freundlich grüßend, ins Tal hernieder. Schlinggewächse winden sich von einem Stamme zum andern, ranken sich von einer Felsenkante zur andern hinüber und bilden über und vor dem Eingange der Höhle eine Reihe prächtiger Guirlanden mit entzückenden Blatt- und Blumengehängen.

Der üppige Pflanzenwuchs verschönert aber nicht nur die äußere Wölbung, sondern ist auch noch im Vorderteile der Höhle sichtbar. Erst einhundertundfünfunddreißig Meter vom Eingange entfernt, ist es nötig, Fackeln anzuzünden; soweit dringt das Tageslicht ein. Hier hört man die ersten Laute des widrigen Geschreis der im Innern der Höhle hausenden Nachtvögel, von denen die Eingeborenen glauben, daß sie ausschließlich in diesen unterirdischen Wohnungen anzutreffen wären.

Der Guacharo hat die Größe unserer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe, den Wuchs des Habichts. Sein krummer Schnabel ist an der Wurzel mit Borstenhaaren versehen. Das Federkleid ist dunkel blaugrün gefärbt und mit schmalen schwarzen Streifen und dunkeln Punkten geschmückt. Am Hinterkopfe, auf den Flügel- und Schwanzfedern zieren es unregelmäßig verteilte, runde und herzförmige weiße Flecken. Die Augen des Fettschwalken, die sehr empfindlich sind, haben tiefblaue Farbe und sind ungemein klein. Der Guacharo ver-

läßt ſeinen Schattenpalaſt bei Anbruch der Nacht. Sein Flug iſt leicht und ſchnell, mehr gleitend und ſchwebend als flatternd. Der Sitz und der Gang ſind höchſt unſchön; letzterer iſt eher ein Kriechen auf Füßen und Flügeln zu nennen. Fliegend läßt er ein heiſeres Krächzen



ertönen, das hin und wieder von Schnabelgeklapper unterbrochen wird. Tauſende dieſer Vögel erzeugen ein Geſchrei, das den Wanderer mit Grauen und Entſetzen erfüllt. Schauerlich klingt das Echo vom Waldrande und den Felſenwänden wieder und läßt uns glauben, daß über unſerm Haupte ein heißer Kampf böſer und guter Nachtgeſpenſter

ausgefochten werde. Derselbe Lärm begrüßt uns auch, wenn wir in die finsteren Abteilungen der Höhle vorgedrungen sind. Die scharfe und durchdringende Stimme der Guacharos wird in den Wölbungen der Höhle zurückgeworfen, und am Grunde der Grotte umbraust und umtost uns ein tausendfaches Echo. Zwischen diesem Geräusch vernimmt man seltsam und unheimlich klingende Klagelaute. Es sind die Ausdrücke der Angst der in den Seitengängen der Grotte nistenden Vögel. Man hat Mühe, die Indianer, deren man als Führer benötigt ist, zum weiteren Vordringen in die Höhle zu bewegen. Die Eingeborenen verbinden allerhand abenteuerliche Vorstellungen mit den von den Nachtvögeln bewohnten Räumen. Sie glauben, daß sich die Geister ihrer Vorfahren im Hinterteile der Grotte verborgen halten, um hier für den großen Erlösungs- und Versöhnungsmorgen der Welt vorbereitet und geläutert zu werden. Der Mensch, sagen sie, soll eine heilige Scheu vor Orten haben, die weder Sonne noch Mond bescheint. Zu den Guacharos gehen, bedeutet, zu seinen Vätern gehen und sterben. In Rücksicht auf diese Vorstellungen des Volks nehmen die Zauberer und Giftmischer am Eingange der Höhle ihre nächtlichen Gaukelkünste vor. Es gelingt ihnen hier am sichersten, den Sinn ihrer Zuschauer zu betören. Hier schließen sie unter Gebetsformeln und Feuerzeichen die Bündnisse mit Ivorokiamo, dem Häuptlinge der bösen Geister. So gleichen sich unter allen Himmelsstrichen die Mythen der Völker. Überall tritt uns der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an den Lohn der Gerechten und die Strafe der Bösen entgegen. Die Höhle von Caripe ist der Tartarus der Griechen und der Helleberg der nordischen Völker, und die Guacharos, die klagend und schreiend über dem geheimnisvoll rauschenden Wasser flattern, erinnern an die stygischen Vögel und an die Raben, die Wodan von den Taten der Menschenkinder Kunde brachten.

Die Indianer begeben sich alljährlich einmal am St. Johannisfest, mit Stangen bewaffnet, in die Grotte, um den größten Teil der Nester der Fettschwalken zu zerstören. Es werden dabei viele Tausende der Vögel getötet. Dann schweben die Alten, von Angst um die lieben Angehörigen getrieben, unter fürchterlichem Geschrei, Schläge, Hiebe und Stöße verabfolgend, über den Häuptern der Indianer. Die Jungen, die sehr fett sind, werden sofort ausgeweidet. Im Vorderteile der Höhle sind Hütten aus Palmblättern errichtet. Hier wird

an einem mit Reisern unterhaltenen Feuer das Fett der jungen Vögel ausgelassen, gereinigt und in tönerne Gefäße gefüllt, in denen es unter dem Namen „Butter von Guacharo" auf den Markt gebracht wird. Die Reinheit des Öls ist so groß, daß es über ein Jahr aufbewahrt werden kann, ohne trüb oder ranzig zu werden. Die Klosterküche von Caripe verwendet zur Zubereitung ihrer Speisen nur das Öl von Guacharo.

Die Menge des eingesammelten Öles steht in keinem Verhältnisse zu der jährlich in der Höhle stattfindenden Metzelei. Das Geschlecht der Guacharos wäre längst vertilgt, wenn seine Erhaltung nicht durch verschiedene Umstände begünstigt würde. Die weiter oben beleuchteten abergläubischen Vorstellungen der Eingeborenen halten diese vom tieferen Eindringen in die Höhle ab. Es scheint auch, daß benachbarte Höhlen, die ihrer Enge wegen unzugänglich sind, von Vögeln derselben Art bewohnt werden. Vielleicht sorgen diese Grotten für die Unterhaltung und Bevölkerung der Haupthöhle; denn trotz der seit Jahrhunderten betriebenen maßlosen Schlächterei hat man eine merkliche Abnahme der Vögel nicht beobachten können.

Die Guacharos leben ausschließlich von Körnern, Früchten und Sämereien und stehen darum in direktem Gegensatze zu den übrigen Nachtschwalben, die sich hauptsächlich von Käfern und Nachtschmetterlingen nähren. Die aus den Kröpfen der jungen Fettschwalken geschnittenen Körner bilden einen berühmten Handelsartikel. Sie werden unter dem Namen „Guacharokörner" auf den Markt gebracht und als untrügliches Mittel gegen das in manchen Gegenden Südamerikas fast stetig grassierende gelbe und Wechselfieber angewendet.

Über den Nestbau des Guacharos bestehen verschiedene Ansichten. Einige Forscher sind der Meinung, daß der Fettschwalk seine Eier direkt auf den Felsen lege, auf dem er für gewöhnlich der Ruhe pflege. Andere dagegen behaupten, er baue ein Nest, das die Gestalt eines braunen, ausgehöhlten Kuhfladens habe und aus Erde, unverdaut ausgeschiedenen Samenteilen und Federn bestehe.

Es ist schwer, für eine oder die andere Ansicht eine Lanze zu brechen, da beide nicht die Ergebnisse sorgfältiger Beobachtungen sind, sondern sich nur auf Untersuchungen an Brutvorrichtungen stützen. Wir sind der Meinung, daß die Oberflächen der Felswände, auf denen die Vögel zu Tausenden während des Tages hocken, über

und über von Sekreten und Gewöllen bedeckt sind. In dieser weichen Unterlage bilden sich unzählige nestartige Eindrücke, die zur Aufnahme der Eier wohl geeignet sein und die Herstellung besonderer Nester überflüssig erscheinen lassen dürften. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß diese durch den Druck der ruhenden Körper zufällig erzeugten Vertiefungen für die Aufnahme der Eier noch eine besondere Zurichtung erfahren, sorgfältig gerundet, geglättet und mit Federn leicht ausgepolstert werden. Die Brutvorrichtungen, die wir im naturgeschichtlichen Museum zu Berlin zu sehen Gelegenheit hatten, verraten nach Form und Zusammenfügung durchaus den Charakter absichtlich angefertigter, mit Speichel überzogener Nester und gaben Anlaß, den sagenumwobenen, südamerikanischen Höhlenbewohner der Gruppe der Zementierer zuzuzählen.

4. Zimmerer.

Vögel, die mit Hilfe ihres Schnabels bereits angefaulte Bäume aushöhlen, oder schon vorhandene Höhlen zweckentsprechend vergrößern.

Der mittlere Buntspecht.

20 cm lang.

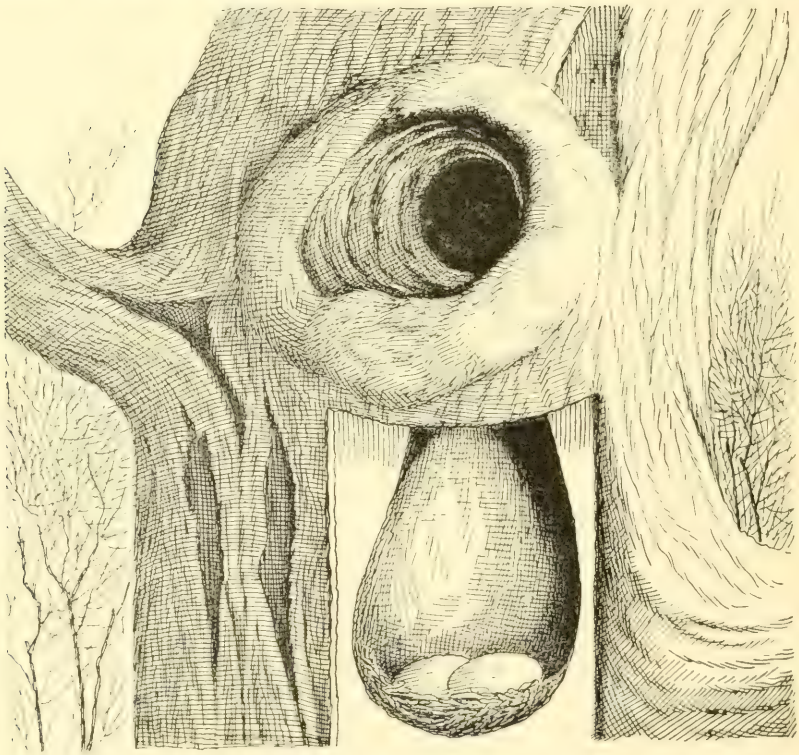
Wenn wir zur Sommerzeit den Wald durchwandern, erregen hin und wieder Mengen auf dem Boden liegender Rindenstückchen und Holzspäne unsere Aufmerksamkeit. Woher rühren sie? Wer machte sich das merkwürdige Vergnügen, sie zusammenzutragen? Noch sinnen wir hin und her, da ändert ein lautes Pochen den Kurs unserer Betrachtung. Wir schreiten vorsichtig der Stelle zu, von der uns der Schall entgegendröhnte und entdecken alsbald in einem Vogel seinen Urheber. Dort hängt er, den Kopf nach oben gerichtet, senkrecht am Stamme einer ehrwürdigen Buche und hämmert darauf los, als ob er Holzschläger von Beruf wäre. Auf dem Kopfe trägt er einen roten Federschopf, der bei den schnellen Bewegungen den Eindruck eines durch die Luft geschleuderten glühenden Spanes macht. Der Rücken ist schwarz. Die Flügel sind weiß und schwarz gebändert. Der Schwanz, der ihm bei seinem eigenartigen Sitze am Baume als Stütze dient, besteht aus starkschaftigen, elastischen Federn und hat nicht geringe Ähnlichkeit mit dem Stützschemel eines Dachdeckers. —

Jetzt bewegt sich der bunte Bursche, nicht kletternd, sondern hüpfend, in der Richtung einer rechts gewundenen Spirale am Stamme aufwärts. Jetzt läßt er seinen Körper wieder um einige Spannen abwärts gleiten. So geht es munter und lustig, nach Art frischer Turner, in einem fort, und dabei pocht, hämmert, lauscht und guckt er so emsig und possierlich, als ob er sein Geschäft vor einem Kreise geladener Zuschauer betriebe. Jetzt scheint er uns bemerkt zu haben. Unter einem ängstlichen, aber wohlklingenden Ruf, „Küip, küip, küip", verläßt er seinen Sitz und schlägt sich, beim Fluge eine wellenförmige Linie beschreibend, seitwärts in die Büsche.

Wir nähern uns dem Stamme, den er soeben verlassen. An seinem Fuße liegen Späne, Buchecker-, Nuß- und Eichelschalen. Er versteht es, mit seinem Schnabel die ziemlich festen Umhüllungen dieser Baumfrüchte zu zerspalten und sich ihrer schmack- und nahrhaften Kerne zu bemächtigen. Ein genauerer Blick auf die Nußschalen verrät uns noch mehr. An ihrer rostbraunen, wurmmehlhaltigen Innenseite erkennen wir, daß sie die Schalen sogenannter „tauber" oder kernloser Nüsse waren. Der Buntspecht pflückte und zertrümmerte sie, um die Larve des Haselnußrüsselkäfers herauszuholen und zu verspeisen. Eine Untersuchung des vor uns stehenden Stammes führt uns zu der Entdeckung tiefer und flach gehauener Wunden in demselben. Der Vogel schlug sie, um den schon im Absterben begriffenen Baum von den Urhebern seines Leidens, den gefräßigen Holzinsekten, zu befreien. Ihnen galt das Pochen, Hämmern, Lauschen, Äugeln. Wie der Arzt mit Hilfe des Perkutierinstrumentes und des Hörrohrs, so sucht sich auch unser Vogel durch Schnabelschläge und aufmerksames Hören von dem krankhaften Zustande der inneren Organe seiner Waldpatienten zu überzeugen. Hier und dort findet sein geübter Blick eine wurmstichige Stelle. Mit seinem Tonhammer und Zünglein befördert er die lichtscheuen Bösewichter ans Tageslicht und läßt sie zur Strafe einen Spaziergang in seinen Magen antreten, aus dem sie niemals wiederkehren.

So sehen wir unsern Helden in der Eigenschaft eines Musikers, Turners, Nuß- und Eicheldiebes, Jägers, Arztes und Richters vor uns. Das ist eine Vielseitigkeit, deren sich wenig Sterbliche rühmen können. Und dennoch ist hiermit die Summe seiner Lebensverrichtungen noch nicht erschöpft.

Bei unſerer weiteren Wanderung durch den Wald entdecken wir in dem Stamme einer Eiche, fünf bis ſechs Meter über dem Boden, ein Loch, das etwa die Größe eines Kinderfäuſtchens hat. Es iſt die Eingangstür zu der Brut- und Wohnſtätte des bunten Waldbewohners. Dieſe beſteht, wie das Bild im Längsſchnitte zeigt, aus einer bis in die Mitte des Stammes führenden, wagerechten oder etwas

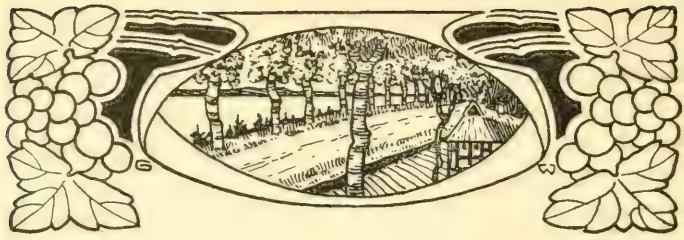


ſchräg nach unten gerichteten Röhre. Daran ſetzt ſich ein ſenkrechter Schacht, der unten ſack- oder keſſelartig erweitert iſt. Auf den mit Mulm und feinen Holzſpänen überdeckten Boden dieſer Höhle legt das Weibchen ſeine drei bis fünf weißſchaligen, glänzenden Eier, die im Laufe von einigen Wochen vom Männchen und Weibchen ausgebrütet werden. Wenn man die Größe und Stärke des Buntſpechtes mit ſeinem Bau nach Anlage und Ausführung vergleicht, ſo kann man kaum begreifen, daß er eine ſolche Arbeit zu leiſten imſtande ſei.

Und dennoch hat er zu ihrer meisterhaften Vollendung nicht mehr als zehn bis vierzehn Tage nötig. Eigenartig ist es, daß diese, mit so vieler Mühe hergestellte Nisthöhle nur während eines Jahres benutzt und dann auf immer verlassen wird.

Es muß uns nach allem, was wir bisher vom Buntspecht erfuhren, wunderlich erscheinen, wenn ihn der Forstmann, der doch mit ihm unter einem Dache schläft und lebt, weniger lobt als verurteilt. Das hängt aber mit der Unart, nicht blos kranken, sondern auch gesunden Bäumen äußerst empfindliche Wunden zu schlagen, zusammen. Diese würden ja an und für sich dem Baume nicht viel schaden, werden aber dadurch gefährlich, daß sie den Gallmücken als Brutstätten dienen. Die Larven dieser Insekten fressen sich unter die Rinde des Stammes und breiten sich dort nach allen Richtungen aus. Bald vertrocknet infolge dessen die Rinde, und der Stamm geht einem sichern Ende entgegen. Der Forstmann, dem in erster Linie die Pflege und Erhaltung des Waldes am Herzen liegt, hat darum recht, wenn er die Hantierung des Buntspechts mit mißtrauischen Blicken begleitet und ihm bei seiner Zimmerei ein wenig auf die Finger guckt. Er wird zwar nicht darnach trachten, ihn und seine ganze Sippe zu vertilgen, aber er wird einer zu reichlichen Vermehrung und Ausbreitung derselben nach Kräften entgegen zu arbeiten suchen.

Größer, als heutzutage bei dem Forstmanne, war das Ansehen des Spechtes bei den alten Völkern. Sie verehrten in ihm den Offenbarer göttlicher Gedanken und Ratschlüsse. Er wußte um die Geheimnisse des Waldes und verstand es, zwischen seinen Geistern und der Menschheit Freundschaft und Frieden zu erhalten. Er kannte den Ort des Wunderkrauts, der Springwurz, durch deren Zauberkraft man Felsen zersprengen, Tore und Türen öffnen, Schätze heben, überhaupt alles zu tun vermochte, was sonst nicht im Bereich menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns lag. Seine Stimme und sein Flug waren Zeichen zur Offenbarung der Fügungen des Schicksals einzelner Personen und ganzer Nationen. Wer einen Specht im Hause hatte, galt als Zeichendeuter und Seher und wurde von seinen Landesgenossen wie ein Heiliger verehrt.



Der Kampf ums Heim.

Haubenmeiſe:

Sit ſit ſit ſit! Zikürr zikürr!
Täh täh täh täh! Ziglürr ziglürr!
Wer ſitzt in meinem Neſtchen dort? —
Kaum bin ich zehn Minuten fort,
Da kommt das Bürſchchen, keck und dreiſt,
Von irgendwo herzugereiſt
Und nimmt, vermeſſen wie ein Spatz,
In meinem Kinderſtübchen Platz!

Tannenmeiſe:

Sit ſit ſit ſit! Siſi ſiſi!
Sitäh ſitäh! Sitü didi!
Du ſcheinſt mir noch ſehr jung zu ſein;
Im Walde gibt's kein Mein und Dein!
Ich ſah im Fluge dies Quartier;
Ich fand es hübſch und nahm es mir.
Mit deinem Anrecht iſt's dahin,
Weil ich jetzt Herr im Hauſe bin!

Blaumeiſe:

Zitärätäh! Sit ſit, hoho!
Zihihihi! Zihi, ſo ſo!
Du willſt ein Meiſenbruder ſein
Und ſchlüpſt hier, mir nichts, dir nichts, rein?
Zitärätäh! Heran zur Tat,
Wer Ehrgefühl im Leibe hat! —
Und geht's an Kopf und Kragen mir:
Du mußt heraus, das ſchwör' ich dir!

Sumpfmeiſe:

Spitäh ſpitäh! Ziäh ziäh!
Sit ſit ſit ſit! Zidi zidäh!

Auch mich empört die böse Tat,
Die Tannenhans begangen hat.
Verläßt er nicht von selbst das Haus,
Dann werfe man ihn stracks heraus,
Und seine Schmach sei noch vor Nacht
Im ganzen Wald bekannt gemacht!

Tannenmeise:

Sit sit sit sit! Sisi sisi!
Sitäh sitäh! Sitü didi!
Euch allen ist es offenbar,
Wie schlecht die Wohnungen und rar.
Da ist man froh, wenn unter Hand
Ein leidlich Stübchen man erstand.
Kommt, kommt! Versucht euch euer Glück!
Nicht um ein Haar weich' ich zurück!

Buntspecht:

Was zankt man hier? — Ein Dieb, ein Dieb? —
Im Eichbaum steckt er dort? — Küip!
Wann stahl der Schlingel sich hinein? —
Die Wohnung in dem Baum ist mein!
Heraus, du Dieb! — Ist denn der Specht
Des trägen Waldgesindels Knecht? —
Wenn dir dein bischen Leben lieb,
Dann packe dich! — Küip küip!

Da flog die Tannenmeise fort
Und suchte hier und suchte dort,
Bis endlich sie am Waldesrand
Ein Mauseloch als Haus erstand.

Die Haubenmeise.

13 cm lang.

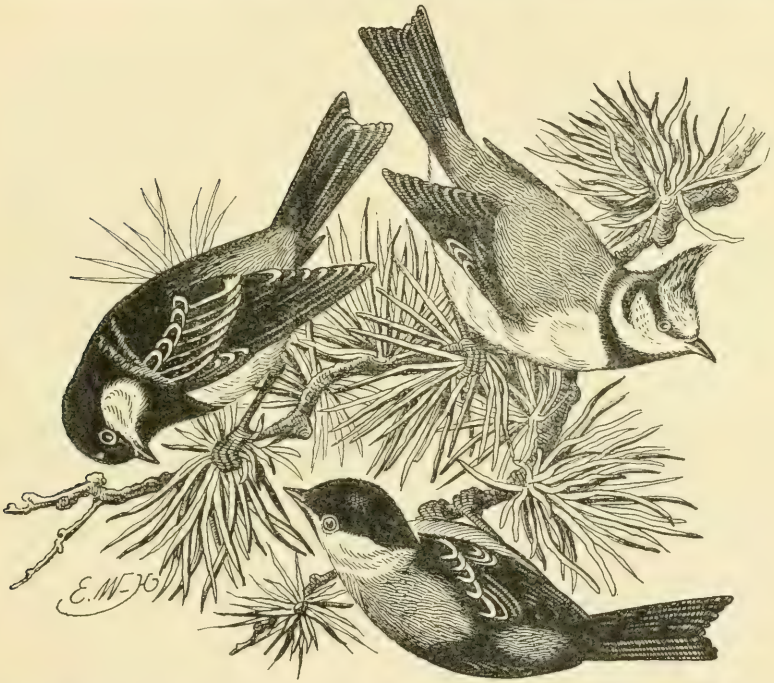
Es gibt kaum etwas Anziehenderes, als das lustige Leben und Treiben eines durch den Wald jagenden Meisenvölkchens. Zu der Gewandtheit und Zierlichkeit, mit der jede einzelne einer Gesellschaft ihre Bewegungen und Schwenkungen ausführt, gesellt sich ein Frohsinn, der selbst auf den griesgrämigsten Beobachter ansteckend wirkt

und ihn in lebensfreudigere Stimmung versetzt. Ob im Winter oder im Sommer, ob während der Stunden des Morgens, Mittags oder Abends: immer zeigen sie sich wohlgemut, neckisch, drollig, keck und mutig. Kein Baum ist ihnen zu hoch, kein Strauch zu niedrig, kein Gebüsch oder Gehege zu dicht. Alles wird bei Gelegenheit einer Hetzjagd auf Raupen, Käfer oder Schmetterlinge eines Besuches gewürdigt. Da springen, hüpfen, klettern und jagen sie von Ort zu Ort und piepen, zwitschern und singen so hell und lustig dazu, als ob das Leben ein unerschöpfliches Meer reinsten Genusses und ungetrübten Glückes wäre. Bald hängen sie hier, bald da an den Flechten- und Moosbüscheln der Rinde eines Baumes, bald wiederum an der äußersten Spitze eines schlanken Zweiges. Hier durchschlüpfen sie hämmernd, pochend, pickend, spähend und lauschend die Höhlung einer alten Eiche, dort verkriechen sie sich unter den Blättern einer Buche; hier zanken sie um den Besitz eines Kiefernastes, dort spielen sie in brüderlicher Eintracht mit den Schuppen eines hin und her schaukelnden Tannenzapfens. In jedem folgenden Augenblicke bieten sie dem Beschauer neue Bilder ihrer reizenden Flug- und possierlichen Bewegungskünste.

Alles, was die Meisen im allgemeinen vor vielen andern Vögeln auszeichnet, ist auch der Haubenmeise, Höcker-, Häubel- oder Schopfmeise eigen, die in einigen Gegenden auch Meisenkönig genannt wird. Sie ist von der Sumpf-, Blau- und Tannenmeise, denen sie sonst an Gestalt und Größe gleicht, auf den ersten Blick durch die niedliche, aus schwarzen, an den Enden weiß geränderten Federn bestehende Haube zu unterscheiden. Die Haubenmeise bewohnt ganz Europa und erwählt mit ganz besonderer Vorliebe Nadel- und gemischte Waldungen, niemals reine Laubgehölze zu ihrem Standorte.

Hier verbringt sie in der ihr angeborenen Fröhlichkeit die wenigen Jahre ihres Lebens. Nur im Falle der Not oder um guter Gesellschaftsspiele willen verläßt sie das ihr lieb und wert gewordene Waldrevier. Im Winter, wenn Stamm und Äste der Bäume von Schnee- und Eiskrusten bekleidet sind, und nirgends auch nur eine Puppe oder Baumfrucht zu finden ist, wagt sie sich, von Distelfinken, Goldammern, Goldhähnchen und anderen Standvögeln begleitet, in die Nähe menschlicher Wohnungen. Trotzdem sie sich diesen mit aller Vor- und Umsicht nähert, fällt sie doch nicht selten infolge ihrer Neugierde, die übrigens

eine charakteristische Eigenschaft aller Meisen ist, dem Vogelfänger in die Hände. Sie kann es nicht übers Herz bringen, den hübschen Meisenkasten mit künstlich hochgestelltem Deckel zu inspizieren und den daneben liegenden Müllhaufen nicht näher zu untersuchen, auf dem eine Menge mit Vogelleim bestrichener Birkenruten zweckmäßig übereinandergelegt sind. Ihre Gefangennahme bedeutet meistenteils



ihren Untergang; weil sie sehr schwer an andere als an Kerbtiernahrung zu gewöhnen ist.

Die Haubenmeise ist ein Zimmermann. So klein auch ihr Hauwerkzeug ist, und so winzig sie im ganzen dem uns schon bekannten Zimmerer gegenüber erscheint, so ist ihr Nestbau doch oft um das Doppelte größer als der ihres berühmten Berufsgenossen. Sie erwählt für die Anlage der Kinderstube einen mindestens inwendig kranken Stamm, stellt zunächst die bis in die Mitte des Baumes führende Eingangsröhre her und bewegt sich dann meißelnd, hämmernd, hackend, bohrend und klopfend im Stamme abwärts. Nicht

selten hat dieser Bau einen Querdurchmesser von zwanzig bis fünfundzwanzig und einen Längsdurchschnitt von fünfzig Centimetern. Nur wer Gelegenheit hatte, ein solches Kunstwerk zu sehen, kann sich eine rechte Vorstellung von der Arbeitskraft, Ausdauer und Geschicklichkeit dieser kleinen Vögel machen. Man hält es auf den ersten Blick kaum für möglich, daß sie etwas so Großartiges auszuführen imstande wären.

Während bei der Herstellung der Nesthöhle Männchen und Weibchen tätig sind, wird die eigentliche Kinderwiege vom Weibchen allein gebaut. Ihre Außenwandungen bestehen aus Flechten und Erdmoos, das Innere bildet eine Polsterung aus Tier-, Pflanzenwolle, Wild- und Kuhhaaren.

Nächst der Tannenmeise ist die Haubenmeise der größte Wohltäter unserer Nadelwaldungen. Es ist darum höchst bedauerlich, daß man für ihre Erhaltung und Vermehrung nicht in entsprechender Weise Sorge trägt. Sollte es wirklich zu viel verlangt sein, hin und wieder einen ausgehöhlten, nicht anders verwendbaren Baumstumpf für die allerliebsten, äußerst nützlichen Vögelchen stehen zu lassen? — Nicht die Raubluft des Marders, Wiesels, Sperbers, des Baumfalken und der Eule, nicht das Garn, die Meisenkasten oder Leimrute sind es, die von Jahr zu Jahr die frohen und fleißigen Völkchen vermindern, sondern die Sucht des Forstmannes, alles niederschlagen zu lassen, was seiner Ansicht von Zweckmäßigkeit und Daseinsberechtigung nicht mehr entspricht.

Im Walde.

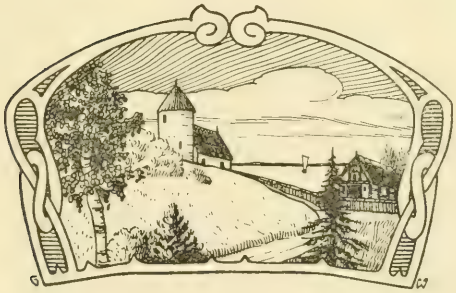
Ich ging im Walde so ganz allein
Und lauschte den Liedern der Vögelein,
Den Sängen und Klängen, so frisch und so frei. —
Wie ward mir so seltsam, so selig dabei:
Ich stand wie träumend im Walde.

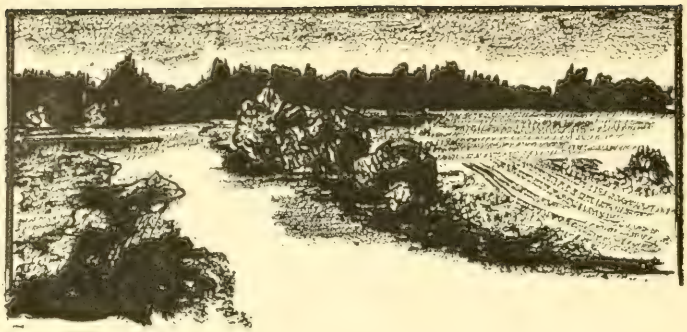
Da hüpfte behende ein Vöglein heran
Und schaute mit seinen Blitzäuglein mich an;
Es nickte so freundlich und grüßte und sang
Daß schmetternd im Walde sein Liedchen erklang:
„Gott grüß dich im blühenden Walde!“

Da pochte mein Herz, und es hob sich die Brust,
Es bebten die Lippen im Drange der Lust:
Ich sang, und die Vögelein, groß und klein,
Sie stimmten nun all in mein Liedlein mit ein:
Und fröhlich erklang es im Walde.

Wir sangen von Hoffnung nnd Glauben und Treu,
Von Lieb und von Sehnsucht und Blühen im Mai.
Was draußen das Leben mir herzlos geraubt,
Was längst ich als tot und begraben geglaubt,
Hier fand ich es wieder im Walde.

Drum ist noch heute der schattige Wald
Mein bester und liebster Aufenthalt.
Und wenn es im Stürmen und Drängen der Welt
So bang' mir ums Herz wird und garnicht gefällt,
Dann geh ich zum traulichen Walde.





5. Korbflechter.

Sie bauen ein aus dünnen Zweigen, Würzelchen, Grashalmen, Stengeln, Schilfblättern und anderen Pflanzenstoffen zusammengeflochtenes Nest, das die Gestalt eines Körbchens oder halbkugeligen Napfes hat und oben offen ist.

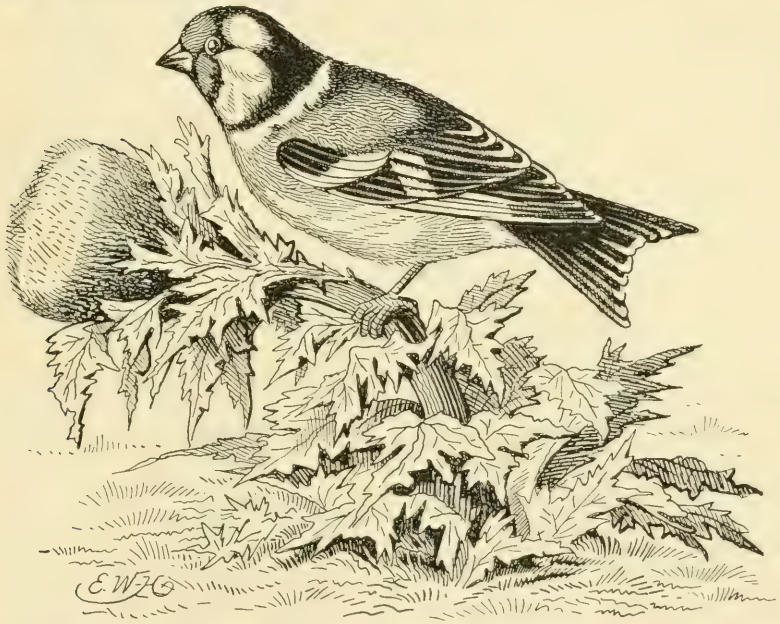
Der Stieglitz oder Distelfink.

„Heidl didl deia!
Pickelnit ki kleia!
Freu mich in meinem Sinn!
Daß ich so zierlich bin.
Keiner kommt mit mir mit!
Litzi — Stieglit, stieglit!
Heidl didl deia!
Pickelnit ki kleia!"

„Scher dich, du eitler Tropf,
Eiligst von meinem Kopf!
Trippelst und pfeifst dabei
Rücksichtslos „Heidl didl dei!"
Denkst wohl, ich sei nur da
Für dein Allotria? —
Geh und verschone mich,
Finklein, sonst stech ich dich!"

„Stich du nur immer zu,
Trag ein Paar Lederschuh;
Fühl weder Stich noch Hieb!
Heidl didl dei! Piep zip zip!
Warte du Stacheltropf,
Rupf' dir das Haar vom Kopf! —
Siehst du, du garstig Ding,
So rächt sich Distelfink!"

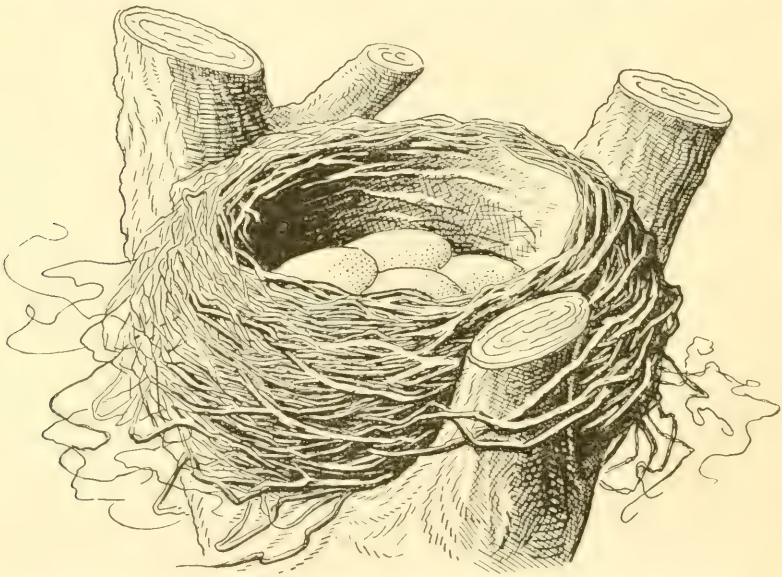
Es gewährt einen überaus reizenden Anblick, wenn sich eine Stieglitzgesellschaft auf den Stengeln der herbstlich geschmückten Distelstauden wiegt. Es will uns nur schwer begreiflich erscheinen, daß die Mannigfaltigkeit der Farben in ihrer Kleidung das Ergebnis einer bloßen Farbenkleckserei des Schöpfers sei, wie die Sage berichtet. Die Regelmäßigkeit in der Zeichnung und die Harmonie im Kolorit derselben wirken geradezu überraschend und nötigen uns ein „Ach wie zierlich und prächtig!“ ab!



Über dem langen, kegelförmigen, rötlichweißen, an der Spitze etwas abwärts gebogenen Schnabel leuchten uns zwei kluge, lustig und munter in die Welt schauende, braune Äuglein entgegen. Rings um die Schnabelwurzel zieht sich ein schwarzer Federkreis, der von einem karminroten eingeschlossen ist. Dieser verbreitet sich vorhemdartig an der Kehle und bildet auf der Stirn eine schnibbenförmige Zeichnung. Die Zeichnung des übrigen Kopfgefieders gleicht einem zierlichen, schwarzen Häubchen, das mit zwei weißen Wangenlappen und mit einem um Hals und Nacken geschlungenen gelblichen Bändchen versehen ist. Schultern, Rücken und Kropf sind rötlichbraun, die Flügel

und der Schwanz schwarz gefärbt und mit blendend weißen Spiegeln geschmückt. Die Schwingen haben an den Wurzelhälften goldgelbe Färbung. Die Unterseite ist weiß. Die Füße sind bläulichfleischfarben und an den Zehen mit zwar wenig gekrümmten, aber äußerst scharfen Krallen bewaffnet.

Der Stieglitz ist nicht nur in allen Teilen unsers Vaterlandes, sondern in ganz Europa, Nordwest-Afrika, Nord- und Mittel-Asien heimisch. Überall, wo Laubwaldungen und Obstbaumanlagen zu finden sind, führt er in Gesellschaft gleicher Brüder sein lustiges Leben, treibt



er seine munteren, drolligen Spiele. Wo und zu welcher Tageszeit wir ihn auch beobachten mögen, nirgends und nimmer sehen wir ihn lange stille sitzen. Er ist, wie alle kleinen Leute, lebhaft und rege, aber auch nicht selten heftig und kratzbürstig. Unruhig flattert er bald hierher, bald dorthin, hängt bald unten, bald an der Seite der dünnsten Zweige und weiß sich, wie der geübteste Seilkünstler, zu wenden, zu drehen, anzuhaken, vorwärts, seitwärts und rückwärts zu ziehen. Dabei läßt er fast ununterbrochen sein angenehm klingendes „Stieglit stieglit! Pickelnit ki kleia" ertönen. Hin und wieder richtet er sich stolz empor, reckt das Köpfchen, spreizt das Schwänzchen und dreht sich anmutend

auf den Zehen herum, um, gleich kleinen, eitlen Mädchen, die Pracht und Schönheit seines Kleidchens zu zeigen.

So gewandt die Bewegungen des Distelfinken auf dem Baume und in der Luft sind, so schwerfällig sind sie auf dem Boden. Ungeschickt wackelt und trippelt er im Sande umher und flattert dabei mit den Flügeln, um sich, wie mittels einer Balancierstange, im Gleichgewichte zu erhalten.

Das Nest, das einer ausgezeichneten Flechtarbeit gleicht, legt der Distelfink in den Astgabeln der Wipfel mindestens sechs bis zehn Meter hoher Bäume an. Nur das Weibchen ist bei seiner Herstellung tätig. Zuerst verfertigt es seine aus Moos, Halmen, Blättern, Flechten, Wurzelfasern und Spinngeweben bestehende Außenwandung. Es nimmt von vornherein darauf Bedacht, den Bau dem Aussehen nach möglichst genau seiner Umgebung anzupassen. Weshalb es dem Nichtkundigen immer sehr schwer fallen wird, ein Stieglitznest aufzufinden. Ist der Außenbau vollendet und fest mit dem Aste verbunden, der ihn trägt, dann folgt seine Ausfütterung oder Polsterung. Die Baumeisterin bedient sich dabei kleiner Woll- und Distelflocken. Nachdem die Innenwandung mit genanntem Material vollständig überdeckt ist, bespinnt Frau Stieglitz das Ganze mit Schweinsborsten und Pferdehaaren. Das so vollendet vor uns stehende Nest gleicht einem etwas mehr als halbkugelgroßen Körbchen und verdient, mit Fug und Recht ein Meisterwerk genannt zu werden.

Die Schönheit des Gefieders, der angenehme Gesang und das muntere Wesen haben den Stieglitz zu einem unserer beliebtesten Vögel gemacht. Alt eingefangen, hält es schwer, ihn an den beschränkten Raum des Bauers zu gewöhnen. Er liebt die Freiheit und haßt die Fesseln der Gefangenschaft. Traurig neigt er das Köpfchen und weigert sich, zu fressen und zu singen. Erst nach und nach gelingt es der liebevollsten Behandlung, seinen Trübsinn und Kummer zu verscheuchen. Ganz allmählich bequemt er sich dazu, einige Kunststückchen an den Stäben seines Käfigs auszuführen und seinen Herrn durch ein lustiges „Heidl didl deia, Pickelnit ki kleia“ zu ergötzen.

Sänger und Kritikus.

Es lebte einſt ein Froſch, ein Tropf,
Mit breitem Maul und dickem Kopf,
Der ſaß auf einem Blatt im Rohr
Und gurgelte ſich etwas vor,
Das klang: „Urreck, quakquak!“

Es lebte auch ein Diſtelfink,
Ein allerliebſtes, kluges Ding. —
Als Meiſter Patſchfuß einmal ſchlief,
Da zwitſcherte der Fink und rief:
„Pick, pickelnit! — Stieglit!“

Das Lied gefiel dem Froſche nicht.
Er ſchnitt ein bitterbös Geſicht
Und ſchrie ſo laut „brekäke, quak!“
Daß ſelbſt der Molch im Sumpf erſchrak:
„Urreckecketk! — Quakquak!“

„Litlit!“ rief Stieglitz, „guter Mann,
Was ſchlägſt du denn für Töne an? —
Ich glaubte dich in ſel'gem Traum
Und trällerte mein Lied vom Baum:
Pick, pickelnit! — Stieglit!“

„Scher' dich zum Kuckuck, eitles Ding,
Mit deinem „Pickelnit, pinkpink!“
Wer Künſtler iſt und Muſikus,
Dem bringt dein Singſang nur Verdruß!
Urreckecketk! — Quakquak!“

So lärmt Herr Patſchfuß mit Bedacht.
Der Häher krächzt, der Waldkauz lacht,
Und in das Lachen und Geſchrei
Pfeift Diſtelfink ſein „Didlumdei!“
Sein „Pickelnit, ſtieglit!“

Der Buchfink.

16 cm lang.

Der Buch-, Edel-, Wald-, Garten-, Schlag- oder Rotfink gehört zu den angenehmsten und munterſten unſerer gefiederten Wald- und Gartenbewohner. Während des ganzen Tages, die heißen Mittagsſtunden allein ausgenommen, befindet ſich der lebensfrohe Burſche auf den Beinen. Duckmäuſerei und gedankenloſes Träumen ſind ihm

völlig fremd. Bald thront er, ſein „Güpp güpp! Pink pink!“ ſingend, auf den äußerſten Spitzen der höchſten Bäume; bald huſcht er, nach Kerbtieren und Sämereien ſuchend, gewandt durch das am Boden wuchernde Gebüſch. Aus dem Walde eilt er auf das Feld, vom Felde treibt's ihn in die Gärten und auf die Wieſen und von hier aus wiederum in den Wald zurück, aber niemals allein, immer in Geſellſchaft ſeiner lieben, treu zu ihm haltenden Gattin. Den höchſten Grad erreicht ſeine Lebensluſt und Munterkeit in der Brütezeit. Er vermag es nicht über ſich zu gewinnen, das, was ſein Innerſtes erfüllt und

bewegt, vor den Ohren und Augen der Welt zu verbergen. Es treibt ihn, dem Walde und seinen Bewohnern von dem Kunde zu geben, was die Wände seines Heimes umschließen. Ein Finkenmännchen sucht das andere in dieser so äußerst glückseligen Zeit durch Gesangsleistungen zu überbieten. Lied folgt auf Lied, Schlag auf Schlag. Heller und immer heller und kräftiger schmettern sie ihre Jubelweisen wechselweis durch den Wald. Nach und nach verwandeln sich diese Wechselgesänge in ein leidenschaftlich geartetes Wettkonzert, das seinen Höhepunkt in einer allgemeinen Balgerei erreicht. Gegeneinander gereizt und erbittert, beginnen sie ein lustiges Jagen. Bald spielt der eine, bald der andere den Ausreißer. Endlich haben sie sich beim Kragen. Die Flügel herabhängend, den Schwanz gespreizt und die Kopffedern emporgesträubt, fahren sie mit Schnabel und Krallen aufeinander los. Keiner weicht. Bald haben sie sich fest ineinander verbissen. Wie ein vom Winde getriebener Federball purzeln sie abwärts von Ast zu Ast, bis sie endlich herab auf den Boden fallen, wo ihnen der Schreck die Ruhe und Besinnung wiedergibt. Sich gegenseitig mit einem Blick der Mißbilligung und Verachtung strafend, flattern sie zu einem der nächststehenden Bäume empor, um das drollige Spiel von neuem zu beginnen. So geht es Tag für Tag, bis die ausgeschlüpften Jungen die Aufmerksamkeit des Vaters in Anspruch nehmen und ihr fast immer knurrender Magen seinen täglichen Beschäftigungen eine ernstere Richtung gibt.

Das Nest des Buchfinken steht meistens, wie das des Distelfinken, in der Astgabel eines möglichst hohen Baumes. Seine Außenwandungen, die vom Männchen und Weibchen gemeinschaftlich gebaut werden, sind ein Flechtwerk aus Würzelchen, dünnen Baumruten, Blattrippen und Halmen, die zum Zweck der Anpassung mit Moos und Baumflechten bekleidet und mit Kerbtiergeweben übersponnen sind. Die Vortrefflichkeit dieser Flechtarbeit zu schildern, halten wir für unmöglich. Es möge genügen, wenn wir erklären, daß auch der beste Korbflechter diesen Bau mit Hilfe der zweckmäßigsten Flechtgerätschaften nicht vortrefflicher auszuführen imstande sei. Das Innere des Nestes, das mit Federn, Pflanzen- und Tierwolle ausgelegt ist, hat die Form eines tiefen Napfes. Interessant ist es, zu beobachten, wie Frau Buchfink das Material für den Innenbau zubereitet. Hat sie ein Wollklümpchen gefunden, so trägt sie es im Schnabel dem

Neste zu, nimmt neben diesem auf dem Aste Platz und zupft dort das Klümpchen zurecht. Erst nachdem alle Knoten ausgezogen und etwa darin verwickelte Strohhalme entfernt sind, drückt sie es mit dem Schnabel an die zweckmäßigste Stelle.

Wie alle Finken, so liebt auch der Buchfink die gemischte Kost. Während er zur Zeit der Fütterung sich und seine Jungen ausschließlich mit Kerbtieren nährt, verschmäht er später doch auch Körner und Sämereien nicht. Diese Unart hat ihm den Haß der Forstmänner und Gartenbauer eingetragen. Unbarmherzig verfolgt man den sonst so munteren und hübschen Gesellen auf Wegen und Stegen. Wir können nicht anders, als ein gutes Wort für ihn einlegen, da nach unserer Erfahrung sein Nutzen größer ist als sein Schaden.

Die Elster.

46 cm lang.

Was treibst du dort unten im schwanken Geäst
Und äugelst so scheu und verstohlen? —
Ich kenne dich, Elster! Du willst aus dem Nest
Die schmackhaften Eier dir holen!
Pfui! Fort hier und laß mir das Nestchen in Ruh'!
Was tat dir das Finklein zu leide? —
Dort singt es so fröhlich und selig; und du —
Zerstörst ihm den Tempel der Freude? —
O Elster, wie kannst du so boshaft sein
Und rauben dem Finkchen die Eierlein!

Die Elster, Alster, Atzel, Heister, Schalaster oder Schackheister ist ein Rabe in des Begriffes vollster Bedeutung. Unschuldig und ehrlich sich gebärdend, sehen wir sie in den Wipfeln der Bäume unserer Gärten, Feldgehölze und Waldsäume thronen, ohne zu erraten, welche boshaften Pläne ihre Seele bewegen, und welchen Erscheinungen ihrer Umgebung sie besondere Aufmerksamkeit schenkt. Daß es mit ihrer Ehrlichkeit nicht weit her ist, verrät sie uns dadurch, daß sie bei dem geringsten Geräusche erschrickt, die Schwingen zum Fluge erhebt und erst dann wieder eine ruhigere Haltung einnimmt, wenn sie sich von der Bedeutungslosigkeit des Geräusches überzeugt hat.

Mit großer Vorliebe verweilt die Elster in den Zweigen eines auf der Wiese freistehenden Baumes. Von hier aus studiert sie die Vorgänge in den Hasel-, Brombeer- und Weidensträuchern, welche die Wiese umsäumen und eine Lieblingswohn- und Brutstätte vieler kleiner Vögel sind. Scheu und verstohlen mustert sie dabei jeden, der zufällig in die Nähe ihres Beobachtungspostens kommt. Sie traut dem Frieden nicht, weil sie in jedem andern das vermutet, was sie selbst als so wenig vertrauenswürdig erscheinen läßt: Heuchelei, Bosheit, Diebs-, Mord- und Zerstörungslust. Das Klatschen mit den Händen, das Pfeifen und der Ruf eines Knaben schon veranlassen die Elster, ihren Posten zu verlassen, wobei sie durch ein krächzendes „Schack, schack, schack!" ihrer Empörung Ausdruck gibt. Sie fliegt jedoch nicht allzu weit, sondern nimmt einen Platz ein, von dem aus sie jede Bewegung ihres vermeintlichen Verfolgers beobachten kann. Kaum ist dieser ihren Blicken entschwunden, dann kehrt sie zurück, um irgendeinen bösen Streich auszuführen.

Die Elster frißt aber nicht nur Eier, sondern auch die Jungen der Vögel. Sie stiehlt die Küchlein vom Hofe und dringt, wie der Habicht, in den zufällig unbewachten Taubenschlag ein. Wohl leistet sie uns auch Dienste, die aber zu ihrer Raub- und Mordlust in gar keinem Verhältnisse stehen. Sie hat darum kein Recht, irgendwelche Schonung und Nachsicht für sich von dem Menschen zu fordern.

Ihr Nest sucht die Elster mit ganz besonderer Vorliebe in den Gipfeln der Obstbäume und Schwarzpappeln anzulegen. Im Falle der Not nimmt sie aber auch zu Kiefern, Erlen, ja sogar zu niedrigem Buschwerk ihre Zuflucht. Sie stellt zunächst eine aus starken Zweigen bestehende Unterlage her und baut darüber aus demselben Material das korbartig geflochtene Nest. Die Innenwandung des Nestes beschmiert sie mit Kot, Schlamm und Lehm. Das ist eine Eigentümlichkeit, die sie von all ihren Familienangehörigen unterscheidet und die berechtigt, sie auch der Gruppe der Maurer zuzuzählen. Den Lehmnapf füttert die Elster mit feinen Wurzeln, Haaren und anderen biegsamen und weichen Stoffen aus und baut über das Ganze ein ziemlich dicht geflochtenes Dach, das nur an einer Seite ein Flugloch hat.

Während die Elster ihres räuberischen und diebischen Charakters wegen in den meisten Gegenden verfolgt wird und im allgemeinen

beim Volke als Unglücksbote gilt, genießt sie in Skandinavien und in einigen Provinzen Frankreichs das Ansehn eines heiligen Vogels.

Wir kennen sie genau und wissen, was ihre Taten wert sind. Sie verdient keine Schonung.

Die Misteldrossel.

26 cm lang.

Vöglein singt im Tann so hell: Tirili!
Grüß dich, fahrender Gesell: Tirili!
Eilst davon in wilder Hast;
Weile doch und sei mein Gast!
Sing mit Liedern, frisch und fein,
Dich in süße Träume ein:
Tirili! Tirili!

Würzige Düfte durchzogen die Lüfte,
Liebliche Lieder voll seliger Lust
Klangen dem lauschenden Wand'rer entgegen,
Wonnige Träume bewegten die Brust.

„Schlafe der lachenden Sonne entgegen!"
Rauschten die Blätter und Blüten im Wind.
„Schlafe, auf Halmen und Blumen gebettet,
Schlaf wie im Arme der Mutter das Kind!
Schlaf, Wand'rer, schlaf!"

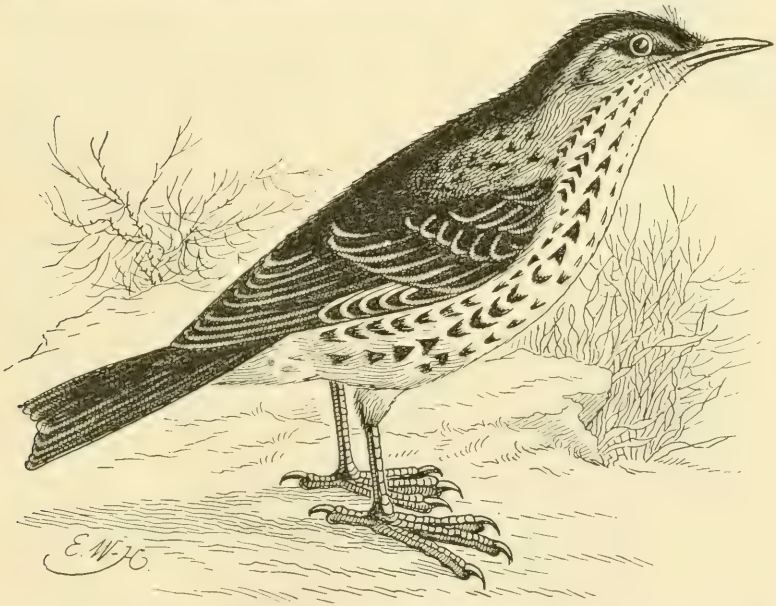
Morgens sang das Vöglein sacht: Tirili!
„Wandersmann, erwacht, erwacht: Tirili!
Sonne rüstet sich zum Lauf;
Wanderer, steht auf, steht auf!" —
Wandersmann stand auf und schied,
Vöglein sang als Abschiedslied:
„Tirili! Tirili!"

Vor wenigen Wochen zog der wunderholde Frühling ins Land, um mit seinen lauen Lüften und erwärmenden Strahlen die im Schoße der Erde gebetteten Keime aus ihrem Schlummer zu erwecken. Kaum stecken sie die Köpfe aus der locker gewordenen Decke hervor und schmücken mit ihrem frischen Grün die jungfräulichen Fluren, da wird's lebendig um uns her.

Von den Gipfeln der Bäume herab begrüßt uns der Star. Auf dem Giebel des Hauses klappert der Storch und bessert an dem während des Winters schadhaft gewordenen Neste. In der Dachrinne hockt ein Schwalbenpärchen und erzählt zwitschernd von den Märchen und Zaubern des südlichen Wunderlandes. Im Fliederbusche schlägt die Nachtigall. Leise und lieblich durchziehen ihre Weisen den Frieden der Herz und Geist erfrischenden Frühlingsnächte. Lustiger noch ist es draußen im Walde. Auf jedem Baume, in jedem Strauche erblicken wir liebe Bekannte, die ihre ganze Kraft daran setzen, die Freudenfeier der Natur durch schmetternde Sänge und Klänge zu erhöhen. Zu den hervorragendsten unter ihnen gehört auch die Mistel- oder Schnarrdrossel, der Mistler, Zierling oder Schneekater. Kaum ist der erste Hahnenschrei verklungen, der das Scheiden der Nacht verkündete, so erwacht die Misteldrossel und schwingt sich, das während der Nachtrast verdrückte Gefieder ordnend, auf die äußerste Spitze eines möglichst hochgeschossenen Baumes, um den jungen Tag mit ihren herrlichen Weisen zu begrüßen. Ein weithin schallendes „Ra ta ta ta!“ beschließt den entzückenden Morgengesang und weckt die übrigen Schläfer des Waldes aus ihren süßen Träumen. Der Gesang der Misteldrossel ist zwar nicht so inhaltreich wie der der Sing- und Schwarzdrossel, doch steht er diesem an Würde und Wohllaut um nichts nach. Ihr Federkleid, das auf dem Rücken olivenfarbig ist, unterscheidet sich hauptsächlich von dem der Singdrossel durch zwei, die dunkel gefärbten Flügel schmückende, helle Querbinden. Ihren Namen hat die Misteldrossel der Eigentümlichkeit zu verdanken, daß sie vor allen anderen Nahrungsmitteln den weißen Beeren der Mistel den Vorzug gibt. Ihretwegen erwählt sie auch mit Vorliebe Nadelwälder, die reich an diesen Schmarotzern sind, zum Aufenthaltsorte. Wie alle Vögel, die sich von Früchten und Sämereien nähren, an der Verbreitung beziehlicher Pflanzen Anteil haben, so verpflanzt auch die Misteldrossel die Samenkörner ihrer Lieblingsbeeren von einem Baume auf den andern. Obgleich ihr Flug unbeholfen und schwerfällig genannt werden muß, so scheut sie sich doch nicht, weite, freie Strecken zu überfliegen. Sie verläßt oft stundenlang den Wald, um Wiesen, Feldern und Gärten Besuche abzustatten und die dort grünenden und blühenden Gewächse von dem lästigen Ungeziefer zu befreien. Wer kann's ihr verdenken, daß sie sich dabei

verleiten läßt, auch von den so verlockend gefärbten, angenehm schmeckenden Erd-, Johannis- und Himbeeren zu naschen.

Das Nest der Misteldrossel, das etwa Mitte März vollendet wird, steht gewöhnlich in einer Astgabel, zehn bis fünfzehn Meter über dem Boden. Es ist ein äußerst sinnreiches Korbgeflecht, das aus Heidekrautstengeln, Wurzeln, dünnen Zweigen und Halmen besteht. Um es den Späherblicken des Menschen oder Raubtieres möglichst zu verbergen, behängen es die Baumeister an der ganzen Außen-



wandung mit Baum-, Erdmoos und Flechten, die meistenteils der Rinde des Heimatbaumes entnommen sind. Die Polsterung des allerliebsten Körbchens besteht aus Halmen, Rispen und Grasblättern, die so nett und glatt eingelegt und festgedrückt sind, daß die ganze Art und Weise der Herstellung unsere volle Bewunderung und Anerkennung verdient.

Die Neugierde der Misteldrossel und die Sucht, Beeren zu fressen, führen sie sehr häufig dem Untergange entgegen. Von Sinnenlust befangen und berauscht, stürzt sie sich blindlings auf die Beeren des

Hollunders und der Ebereſche, die in den vom Vogelfänger aufgeſtellten Dohnen hängen, um in deren Schlingen ein jämmerliches Ende zu finden. Tauſende gehen auf dieſe Weiſe alljährlich zugrunde und wandern in Geſellſchaft der Wacholder- und Singdroſſel auf den Markt, wo ſie unter dem Namen Krammetsvögel von ſogenannten Feinſchmeckern erſtanden, in Butter gebraten und als Leckerbiſſen verſpeiſt werden. Wenn man bedenkt, daß bei dieſen lieben Waldbewohnern die Luſt am Leben und an der Freiheit nicht geringer als bei uns, und daß an ihnen im gebratenen Zuſtande die braune Butter doch eigentlich die Hauptſache iſt, ſo wird man ſich leicht dazu bequemen, ihrer zu ſchonen und zu paſſenderen Leckerbiſſen ſeine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen es von Herzen wünſchen.

Die Steindroſſel.

23 cm lang.

Fritſchikſchackſchack, fritſchikſchackſchack!
Uit uit uit, tack tack!
Was Dompfaff, Starmatz, Droſſel kann,
Das kann auch ich, mein lieber Mann.
Der Amſel und der Nachtigall,
Der Feld- und Heidelerche Schall,
Der Wachtel Ruf, des Finken Schlag,
Das ahm' ich alles ſpielend nach.
Vom Fuß des ſüdlichen Ural
Bis an das Tal von Roncesvales,
In jedem berggeſchmückten Land
Bin ich als Sänger wohlbekannt.
Ich hab' Gefühl, Geſchick, Geſchmack.
Fritſchikſchackſchack! Uit tack tack!

Der Steinrötl oder Steinreitling, der auch Gebirgs-, Hoch- oder Steindroſſel genannt wird, bewohnt faſt alle Länder an der Nordſeite des mittelländiſchen Meeres. Für den Winteraufenthalt, der vom September bis zum April dauert, erwählt er die Gebirgsgegenden Nordafrikas, kommt aber vereinzelt auch noch im Hoch-

lande von Abessinien vor. Sein Gefieder ist aschgraublau, an der Unterseite lebhaft rostrot und in den Schwingen schwarzbraun.

Der Steinrötel ist nicht nur ein sehr gewandter, sondern auch ein äußerst kluger Vogel. In Sorge und Angst um Freiheit und Leben verweilt er selten lange auf ein und derselben Stelle, sondern durcheilt das auserkorene Wohngebiet unstät von einem Ende bis zum andern, wobei er sich auf dem Boden ebenso geschickt wie auf dem Baume benimmt. Nach Art der Schwätzer und Stelzen hüpft und tänzelt er gewandt über Stock und Stein und begleitet jeden größeren Sprung in drolliger Weise mit einem Knixe oder Bücklinge. Nur hin und wieder nimmt er längere Zeit auf einem Felsenvorsprunge oder auf einem allein stehenden Baume Platz, um seine meist still und einsam geartete Umgebung durch volltönenden, oft mit Motiven und Strophen anderer Vögel verwebten Gesang wohltuend zu beleben.

Das Nest legt der Steinrötel stets so an, daß es selbst das Auge des Kundigen nur mit großer Mühe aufzufinden vermag. Zu Baustätten erwählt er Fels- und Mauerspalten, Löcher in Steinhaufen, unter Baumwurzeln und undurchdringliches Gestrüpp. Äußerlich bietet das Nest wenig Anziehendes und Bewundernswertes. Es gleicht einem Häufchen unordentlich übereinander geworfenen Krautes. Das Innere dagegen, das aus sorgfältig ausgewählten Grashalmen, Heidekrautstengeln, Wurzeln, Stein-, Erd- und Baummoosbüschelu besteht und einem kreisrunden Napfe gleicht, macht einen sehr netten Eindruck und nötigt uns, seinen Verfertiger zu den Baukünstlern unter den Vögeln zu zählen.

Das muntere Wesen, die Gewandtheit, der anmutende Gesang und das ausgezeichnete Nachahmungsvermögen haben dem Steinrötel die Zuneigung aller Vogelliebhaber gesichert. Er ist einer der angenehmsten Stubenvögel und versteht, wie kaum ein anderer, seinem Herrn Freude und Kurzweil zu verschaffen.

Der Grauspötter.

15 cm lang.

Nach Spanien führt uns die Betrachtung des sechsten Korbflechters, des Grauspötters.

Dieses Land verödeter Pracht und versunkener Herrlichkeit ist die Heimat des Grauspötters. Besonders zahlreich findet man ihn in den südlichen und östlichen Provinzen, Andalusien, Granada, Murzia und Valenzia. Die von den Mauren angelegten Palmen- und Blumengärten, die durch ihre märchenhafte Schönheit die sonst öden Landschaften dieser Provinzen wohltuend unterbrechen, bilden seine Lieblingsstätten. In den paradiesischen Anlagen von Elche hat man reichlich Gelegenheit, den äußerst gut gearteten Gartensänger zu beobachten und seinen schlichten, aber doch anmutenden Liedesklängen zu lauschen. Verträglich lebt, singt, liebt und baut hier ein Pärchen neben dem andern. Zankluft gegen seinesgleichen und gegen andere Vögel ist ihm völlig fremd. Auch kennt er den Menschen gegenüber nicht die Scheu, die unserm Gartensänger eigen ist. Er baut nicht nur auf den Bäumen, welche die belebtesten Spaziergänge einschließen, sondern erwählt Bäume, die dicht vor den Türen menschlicher Wohnungen stehen, zur Anlage seiner Kinderwiege. Sein Federkleid ist oben grünlichbraun und unten grauweiß. Die Flügel- und Schwanzfedern sind braun und mit hellbraunen Außensäumen geschmückt. Der Schnabel und die Füße haben graue Farbe.

Das Nest des Grauspötters steht stets in hohen, dichtbelaubten Bäumen und hat die Gestalt eines zierlichen, hängenden Körbchens. Es gleicht nach Form und Befestigungsart dem Neste unseres Rohrsängers; nur hängt es nicht, wie dieses, zwischen Gras-, Rohr- und Schilfstengeln, sondern zwischen zwei oder mehreren auf- oder abwärts laufenden Zweigen. Die Außenwandung ist ein Geflecht aus Grashalmen, Baumwollfasern und dünnen Rindenschalen. Die Nistmulde, deren Breite fünf und deren Tiefe vier Zentimeter mißt, hat eine Polsterung aus Baumwolle und Distelflocken.

Wie der Gartensänger, so ist auch der Grauspötter ungemein weichlich und hinfällig und darum, trotz seiner Munterkeit und Zutraulichkeit, nicht als Stubenvogel geeignet.

Der Kardinal.

20 cm lang.

Mexiko, das Vaterland der Kreolen und Kaziken, Kalifornien, das berühmte Goldland auf der Westseite der Vereinigten Staaten, in dem das Stiefelputzen eine Mark und das Reisen ohne gehörige Bewaffnung und Deckung das Leben kostet, und die südlichen Teile des glücklichen Landes der Freiheit, in denen die Fandangos, Bowimesser, Revolver, Lassos und Sennorittas eine Hauptrolle spielen, sind die Heimat des Kardinals oder Rotvogels, dem wir als vorletzten Korbflechter unsere Beachtung schenken wollen.

Der Kardinal gehört zu den Lieblingsvögeln der Bewohner jener Länder. Wenn schon sein leuchtend scharlachrotes, prächtiges Gewand und sein munteres, zutrauliches Wesen das Auge des Beschauers fesseln, so reißt sein reiner, strophenreicher und volltönender Gesang erst recht zur Bewunderung fort. Noch ehe die ersten Sonnenstrahlen im Osten das Himmelsgewölbe vergolden, und das erste Dämmerlicht durch das Laubdach der Waldungen dringt, erhebt er sich von seinem Nachtsitze, schwellt die Brust, spreizt den rosigen Schwanz, schlägt mit den Flügeln und schmettert, abwechselnd den Kopf nach links und rechts wendend, seine Weisen hinaus in den Wald. Ein wunderbar ergreifendes Konzert in dem schon an sich so seltsam wirkenden Stimmungsgemälde! Kaum sind die letzten Töne des ersten Liedes leise verklungen, so beginnt der virginische Meistersänger die zweite Weise. Immer voller und entzückender schallen die flötenden Töne und silbernen Klänge durch den Wald und rufen in ihrer düsteren Umgebung ein hundertfältiges Echo wach. Erst wenn die Sonne im Scheitel des Himmelsgewölbes steht und ihre glühenden Strahlen die kriechenden, schleichenden und fliegenden Bewohner der Fluren und Wälder zur Untätigkeit zwingen, schweigt unser Sänger und gönnt sich einige Stunden Ruhe und Erholung. Sobald aber das Tagesgestirn den höchsten Bergen des westlichen Erdteils Lebewohl sagt, und der Abend die Schleier der Dämmerung über die erschöpften Gefilde breitet, erscheint der Kardinal wieder auf seinem Posten und singt seine lieblichen Lieder, bis auch der letzte seiner gefiederten Waldmitbewohner das Tagewerk gesegnet hat. Am vorzüglichsten sind seine gesanglichen Leistungen während der Brut-

zeit. Wie bei allen andern Sängern, so haben sie auch bei ihm in dieser Zeit den Zweck, das Weibchen zu unterhalten und es für die Beschränkung in der Freiheit zu entschädigen. Merkwürdig ist die Eifersucht des Kardinals. Streng überwacht er das Tun und Treiben seiner bauenden und brütenden Gattin und duldet nicht, daß sich ein anderer Vogel in ihre Nähe drängt. Energisch leistet er jedem Widerstand, der es wagt, sein engeres Wohngebiet zu betreten. Nachdem die Jungen flügge sind, schlägt er sich zu Trupps anderer Vögel, besucht im Winter in ihrer Gesellschaft die Scheunfluren und Höfe der Bewohner des Landes und sucht sich mit dem Hausgeflügel um die Wette an Mais-, Weizen-, Hafer- und Roggenkörnern zu sättigen. Im Sommer gibt er anderen Sämereien, besonders der Frucht des Ahorns, den Vorzug. Dabei verschmäht er aber auch Schmetterlinge, Würmer, Käfer, Raupen, Spinnen und Heuschrecken nicht. Die Früchte des Birn-, Apfel- und Kirschbaums pflückt und zerfleischt er der Kerne halber, deren teilweis harte Umhüllung er mit größter Leichtigkeit zerknackt.

Das Nest legt der Kardinal in einem Gebüsche oder Baume an, nimmt aber wenig Rücksicht darauf, ob diese im Walddickichte, im freien Felde, auf der Wiese, am Waldesrande oder in unmittelbarer Nähe menschlicher Ansiedlungen stehen. Er weiß sehr wohl, daß man ihn gern hat und sich seines Anblicks und reizenden Gesanges freut. Die Außenwandung des Nestes besteht aus dünnen, meist dornigen Reisern, die durch Halme und Ranken der Rebe und anderer Gewächse kunstvoll und fest miteinander verbunden und verknotet sind. Inwendig ist der hübsche, korbartige Bau mit dünnen Grashalmen und Blättern sorgfältig und weich ausgelegt.

Die virginische Nachtigall, wie der Mexikaner und Kalifornier den Kardinal nennt, befindet sich in allen größeren Vogelhandlungen und zoologischen Gärten. Wer nicht Mittel besitzt, den prächtigen Vogel zu erwerben, nehme wenigstens Gelegenheit, ihn zu sehen. Sein Anblick muß jeden überraschen und erfreuen.

Der Gartenlaubsänger.

16 cm lang.

Wohl mag es den meisten Großstädtern genügen, ein kleines mit Blumen und einigen kümmerlich entwickelten Sträuchern geschmücktes Stück Erde, dem sie den Namen Garten geben, ihr Eigentum zu nennen. Es macht ihnen viel Freude, sich nach schwerer Tages-

arbeit dort in ein Eckchen zu setzen, die Pracht ihrer Pfleglinge zu bewundern und den würzigen Duft zu trinken, der ihren bunten Blütenköpfen und grünen Blättern entströmt. Weniger bescheiden und anspruchslos aber ist derjenige, der im reichsten Überflusse der Naturschönheiten groß geworden ist. Wenn seine Blicke auch mit Wohlgefallen auf den Blumenbeeten ruhen, die sich unter sorgfältiger Pflege und Behandlung so prächtig entwickelten, und wenn er auch mit Stolz und innerer Rührung zu den üppigen Kronen der Bäume

emporschaut, die schon seit vielen Jahrzehnten das von seinen Vätern ererbte Haus umkränzen und beschatten, so findet sein verwöhnter Sinn in ihrem Anschauen allein doch noch nicht die rechte Befriedigung. Er fühlt sich erst völlig wohl, wenn er seine Bäume, Hecken und Gebüsche bewohnt und belebt sieht und die dicht belaubten Kronen tausendfach widerhallen von den Sängen und Klängen lieber, lustiger Sänger. Er kennt, ohne sich wissenschaftlich mit den Wanderterminen der Zugvögel beschäftigt zu haben, die Tage der Heimkehr seiner befiederten Freunde und wartet ihrer mit Sehnsucht. Wenn sein Mund auch nicht viel redet, so leuchtet sein Auge um so heller, und sein Herz klopft um so lauter beim ersten Morgengruße des lieben Gevatters Star und der zutraulichen Jungfer Schwalbe. Wie von einem Alpe befreit, dehnt sich seine Brust, wenn im schönen Maienmonat die traurig-süßen Weisen der liederreichen Nachtigall durch den Frieden seines Gartens fließen, oder wenn am Tage die munteren Lieder der Amsel oder eines andern gottbegnadeten Sängers aus den Hecken und Gebüschen herüber in sein weitgeöffnetes Fenster klingen. Kein Fürst kann sich glücklicher fühlen als er. In den Liedern der Vöglein erschließt sich ihm eine Welt innigen Gefühlslebens. Er kennt die Sprache dieser trauten Freunde, ihr Leid und ihre Freude; und sie wissen ihm die Wohltat, in seinem Garten ein angenehmes Heim und in ihm einen Freund und Beschützer gefunden zu haben, tausendfach zu vergelten. Nachtigall und Amsel, Meise, Schwalbe, Pirol, Hänfling, Ammer, Grasmücke, Rotkehlchen und Rotschwänzchen, Edel- und Distelfink: alle wetteifern im Gesange, um sich seiner besondern Gunst zu versichern.

Da singt es
Und klingt es
Und trippelt's
Und trappelt's;
Und tanzt es
Und springt es
Und zippelt's
Und zappelt's.
Posaun' und Trompeten
Und Bässe und Geigen
Und Hörner und Flöten
Ertönen auf Gipfeln
Und Wipfeln
Und Zweigen
Und schmettern
Und wettern
Die herlichsten Lieder
Zur Erde hernieder.
Die bräutliche Erde, mit Berg und mit Tal,
Gleicht einem allmächtigen, prächtigen Saal
Voll jauchzender Herzen
Und leuchtender Kerzen,
Mit goldigem, alles durchdringenden Strahl.

In dem großen Orchester, das täglich seine bunten Weisen im blütenduftenden, lauschigen Garten aufspielt, nimmt der Gartenlaubsänger einen der ersten Plätze ein. Er hat vor seinen Sangesbrüdern die besondere Gabe voraus, nicht nur eigene Lieder singen zu können, sondern auch die Gesänge anderer Vögel täuschend nachzuahmen, weshalb ihm der Volksmund die Namen gelber Spötter, gelber Spottvogel, gelber Spötterling und gelber Sprachmeister gegeben hat. Welches hohen Ansehens sich unser Vöglein im Volke erfreut, das beweist auch die Benennung Bastardnachtigall.

Der Gartensänger trägt am meisten zur Belebung unserer Gärten bei. Darum schätzt sich der Landmann glücklich, ein oder mehrere Pärchen in seinen Baumkronen beherbergen zu können. Sie sind wohl imstande, ihm nicht nur die Zeit, sondern auch Gram und Kummer zu vertreiben. Immer lebhaft und tätig, hüpfen sie gewandt von Gebüsch zu Gebüsch, säubern Zweige, Blätter und Blüten von Käfern und Raupen, fangen hier einen Schmetterling und dort eine Fliege und räumen ganz besonders unter den höchst schädlichen Blattläusen auf.

Ein allerliebstes Schauspiel bietet eine Streiterei zwischen einem Gartenlaubvogel und einem seinesgleichen oder einem andern beschwingten Gartenbewohner. Hoch aufgerichtet, die Kopffedern emporgesträubt, zieht er keck und verwegen gegen den zu Felde, der unbefugter Weise die Grenzen seines engeren Wohnbezirkes zu überschreiten wagt. Nicht selten verbeißen sich zwei solche Zänker derartig ineinander, daß sie, laut schwatzend und scheltend, von Ast zu Ast und endlich herab zur Erde purzeln, wo sie, vom Falle erschreckt, zur Besinnung kommen, einen Augenblick einander verblüfft ansehen und eiligst die Flucht ergreifen.

Wie bei allen andern Sängern, so ist auch bei dem Gartenlaubvogel die goldene Minnezeit die lust- und liederreichste. An ihm bewahrheitet sich so recht das Wort: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Von Mitte bis Ende Mai singt er von frühmorgens bis spätabends mit fast unermüdlichem Eifer. Mit einem graugrün, braun, unterseits hellgelb gefärbten, eng anliegenden Röckchen und mit zwei bleigrauen, gelbsohligen Stiefelchen bekleidet, sitzt der Sänger stolz aufrecht in der Krone eines möglichst hohen Baumes seiner Umgebung und schmettert und wettert, schwatzt, zwitschert und trillert

seine liebessehnsüchtigen Weisen in die Welt hinein. Ein Lied jagt das andere, und fast hat es für den andächtig lauschenden Beobachter den Anschein, als ob der Born seiner Lieder unerschöpflich wäre. Alles zwei-, dreimal wiederholend, schließt er mit einem jubelnden, zuletzt zart und leise ausklingenden Triller. Darauf beginnt er eine schwatzende, dem Gelächter eines Kindes sehr ähnelnde Weise, ahmt dazwischen mit großem Geschick die Tongebilde des Pirols, der Grasmücke, der Nachtigall und anderer beliebter Gartensänger nach, schlägt einen selbstbewußt und trotzig klingenden Triller und beginnt wiederum eine neue eigene Weise. So geht es, einige kurze Pausen abgerechnet, ununterbrochen fort. Wem da das Herz nicht warm wird, der hat weder Geist noch Gefühl. Es ist unmöglich, dem munteren, zierlichen, nützlichen und zutraulichen Musikanten unsere freundschaftliche Zuneigung vorzuenthalten. Er ist es in jeder Beziehung wert, daß wir ihn lieben, ihn freundschaftlich beherbergen und nach allen Kräften beschützen.

Es liegt auf der Hand, daß die Lieder, die uns entzücken, auch das Herz derjenigen erwärmen, die sich der reizende Meistersänger als Gefährtin des Lebens ausersah. Ihr allein gelten doch nur die wunderlieblichen Weisen. Der Liebe zu ihr verdanken sie ihren Ursprung und ihre seelenvolle Weihe. Sie leiten denn auch in kürzester Zeit ein Eheverhältnis ein, an dem ein jeder seine helle Freude haben muß, ein Verhältnis voll Liebe, Zärtlichkeit, Treue und rührender Opferfreudigkeit. Gleich, nachdem das Ehebündnis geschlossen ist, schreiten die Gatten zur Herstellung der sehr künstlichen, tiefnapfförmigen Kinderwiege. Gönnten sich die Vöglein schon vorher wenig Ruhe, so ist jetzt an ein Rasten und Müßigsitzen gar nicht zu denken. Abwechselnd holen beide Gatten Queckenblätter, Baumfasern, Spinnen- und Raupengewebe, Tier-, Pflanzenwolle, Papierschnitzel und anderes Baumaterial aus der Umgebung herbei, aus dem sie in einer Astgabel, etwa drei bis vier Meter über dem Boden, die Außenwandungen des Bruthäuschens herstellen. Da kann man sehen, wie flink und geschickt sich die Schnäbel, Füße und Köpfe der kleinen Tiere bewegen. Wie goldene Weberschiffchen fliegen sie auf und zwischen den Zweigen des Nistbaumes hin und her. Da beobachtet man ein Biegen, Drücken, Plätten, Glätten, Zausen, Zerren, Zupfen, Schnüren, Flechten, Weben, Spinnen, Schürzen, Schieben und Hacken,

wie es kaum ein anderer vorzuführen imstande ist. Nach mehreren Tagen voll mühevoller, rastloser Arbeit ist die Außenwandung vollendet. Dann geht es an die innere Bekleidung des Nestes, eine Arbeit, die hauptsächlich vom Weibchen ausgeführt wird. Die Polsterung besteht gewöhnlich aus feinen Grashalmen, Federn und Pferdehaaren. In die endlich wirklich sauber, sorgfältig und kunstvoll hergestellte Wiege legt das Weibchen fünf rosenrötliche, dunkel punktierte Eier, die innerhalb dreizehn Tagen von beiden Gatten gemeinsam ausgebrütet werden.

So gaben wir ein Bild des Lebens, Wirkens, Singens und Bauens des kleinen Gartensprachmeisters und knüpfen hieran die Bitte, daß man ihm die kleinen Unarten, die er in Kirsch-, Himbeer- und Johannisbeerpflanzungen begeht, nicht gar so hoch anrechnen wolle.

Wenn er im Lindenwipfel singt,
Sein Lied durch deinen Garten klingt,
Dann zeige dich nicht geizig klein,
Laß deine Beeren Beeren sein!
Er ist es wert, daß du ihn liebst,
Daß du für reich erwies'ne Müh,
Ob abends, oder morgens früh,
Ihm seinen Zoll mit Freuden gibst!

6. Weber.

Sie weben aus Pflanzenstoffen, Haaren, Insektengespinnsten, Wolle, Zeugläppchen u. dgl. ein Nest, das sack-, beutel-, taschen-, hut-, retorten- oder glockenförmig ist und an Baumästen, Palmenblatt- oder Rohrstengeln mittels Fäden und Bändern verschiedener Stoffe befestigt wird.

Der Pirol.

25 cm lang.

Man nennt mich „Schulze Milo“;
Das klingt zu wenig fein.
Ich möchte „Herr von Bülow“
Allein betitelt sein.
Und hab' ich auch nicht Schloß, nicht Roß,
Nicht Zofe, Magd, noch Waffenknecht,
So bin ich doch ein edler Sproß
Aus altem Reichsgeschlecht.
Eh' noch an stolzer Reiche Pracht,
An Haus und Hof in Stadt und Land
Und and're Dinge man gedacht,
Ward Bülow mein Geschlecht genannt.
D'rum fort mit „Schulze Milo“;
Das klingt zu wenig fein.
Ich möchte „Herr von Bülow“
Fortan betitelt sein!

Um die Zeit des Maifestes, wenn der Böse mit den Hexen nach dem Blocksberg reitet und laubgeschmückte Birkenzweige an Türen und Fenster genagelt werden, um der herzlichen Freude über die Ankunft des lieben Frühlings Ausdruck zu geben, dann kehrt der Pirol oder Gottesvogel aus der weiten Fremde wieder. Weder die Üppigkeit und Schönheit des Niltals, noch die Oasen der Sahara, noch die

herrlichen Wälder von Madagaskar vermochten ihn dauernd zu fesseln. Mit dem Nahen des nordischen Frühlings erwachte die Sehnsucht nach der alten, lieben Heimat in seiner Brust. Lang, beschwerlich und gefahrvoll ist die Reise, die er zum Zwecke der Zurückkehr zu unternehmen hat. Über hohe Gebirgszüge, weite Wüstenstrecken und breite Meere führt ihn sein Weg. Allein, er scheut kein Hindernis. Keine Anstrengung erscheint ihm zu groß gegenüber der Freude, das traute Land der Kindheit und Jugendzeit begrüßen zu dürfen. Mancher fällt der Raubluft irgendeines Tieres zum Opfer oder findet sonst ein trauriges Ende. Viele aber auch überwinden die Fährlichkeiten und Drangsale der Reise und erscheinen Anfang oder Mitte Mai in unsern Wäldern und Gärten, um sich auf ihren Lieblingsbäumen, den Eichen, Eschen, Birken, Rüstern, Ulmen, Kastanien, Akazien, Schwarz- und Silberpappeln häuslich einzurichten.

Da klingt's und jubelt's durch die Waldungen und Parkanlagen. Schon vor Sonnenaufgang erhebt sich der prachtvoll orangegelb und schwarz gefärbte Vogel von seinem nächtlichen Ruheplätzchen, um seine lauten, wohltönenden Flötenklänge mit den letzten Weisen der holden Frau Nachtigall zu verweben. Wie sehr zu allen Zeiten und in allen Gegenden die Stimme des Pirols die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, beweisen ihre zahlreichen sprachlichen Übersetzungen. „Herr von Bülow", „Schulze Milo", „Gidoditlio", „Piripiriol", „Sieh, der Bierhahn" und „Komm, komm, Bier hol'n" sind einige der vielen Klangbilder des Pirolgesanges. Wer, von dem Gesange angelockt, versucht, seinen Urheber zu sehen, wird sich lange erfolglos bemühen. Es gibt bei uns kaum noch einen andern Vogel, der scheuer, wilder, unstäter und mißtrauischer gegen den Menschen wäre, als er. Selten nimmt er auf einem freistehenden Baume Platz, und noch seltener verirrt er sich auf den Boden. Seine Lieblingssitze sind hohe Bäume, deren dichtes Blätterdach ihn den Späherblicken des Menschen entzieht. Eine Untugend des Pfingstvogels ist seine Zank- und Haderlust gegen seinesgleichen und andere Vögel, die ihm bei Gelegenheit eines Jagdzuges auf Schmetterlinge, Würmer, Käfer oder Raupen in den Wurf kommen.

Das Nest des Pirols, das stets in der Gabel eines möglichst hoch sitzenden, dünnen Seitenastes befestigt ist, nimmt unter den Werken europäischer Baukünstler einen hervorragenden Rang ein. Es besteht

aus Stroh, Werg, Moos, Blättern, Halmen, Ranken, Spinnengeweben, Birkenschalen, Wolle und Nesselbast und gleicht einer an mehreren dünnen Schnüren hängenden Schaukel.

Es ist reizend, zu beobachten, wie die Baumeister diese Schaukelschnüre an dem Träger des Nestes befestigen. Nachdem sie das eine Ende eines herbeigeschafften Fadens angeklebt haben, nehmen sie das herabhängende Ende in den Schnabel und umflattern solange den Ast nach einer Richtung hin, bis dieser genügend von dem Faden umsponnen ist. Das setzen sie fort. Sind genug Fäden vorhanden, so flechten sie aus ihnen das sogenannte Nestgerüst oder Gerippe, das einem großmaschigen Netzwerke ähnlich ist. Dieses Gerippe versehen sie mit einer Füllung, die so fest ist, daß das Nest jahrelang Wind und Wetter zu trotzen vermag.

Um den Kindern den Aufenthalt im Neste möglichst angenehm zu gestalten, füttern sie es mit Wolle und weichen Federn aus. Um sie vor dem Hinausstürzen während eines Sturmes zu bewahren, biegen sie den oberen Rand des Schaukelkörbchens stark nach innen. Wer einmal Gelegenheit hatte, ein solches Nest zu sehen, wird gewiß empfunden haben, daß der Pirol kein Stümper ist.

Wir können nicht unterlassen, für den ausgezeichneten Baumeister, der seines Gesanges und seiner Gestalt wegen als Zierde unserer Wälder und Parkanlagen angesehen werden muß, an dieser Stätte ein gut Wort einzulegen. Wenn er dem Landmanne durch Plündereien in Alleen und Obstgärten auch manchen Verdruß und Ärger bereitet, so vertilgt er andererseits doch auch eine Menge schädlicher Insekten. Nehmen wir's nicht so genau mit ihm. Seine Unarten sind doch nur ganz unbedeutende Fehler seiner vortrefflichen Tugenden.

Der Haubenstärling.

42 cm lang.

Die Ostseite Südamerikas mit ihren undurchdringlichen Urwäldern, in denen Lianen die prächtigen Stämme der Araucarien mit denen immergrüner Laubbäume malerisch verknüpfen, in deren

Dickichten der Jaguar und Puma, das Gürteltier und der Tapir schleichen, deren düstere Kronen das Faultier und der Cuandu, die Tukane, Klippen- und Trompetervögel beleben, ist die Heimat des Haubenstärlings oder Schapus. Aber nicht nur in den Urwäldern, sondern in allen mit Wald bestandenen Gegenden des Ostens des so reich gesegneten Erdteils ist er zu Hause. Das Federkleid dieses sehr hübschen Vogels ist durchgehends schwarz und spiegelt in metallischem Glanze. Die äußeren Federn des Schwanzes allein sind zitronengelb und geben ihrem Träger durch den scharfen Gegensatz zum Ganzen einen besonderen Reiz. Anziehender und interessanter aber noch als Gestalt und Farbe des Haubenstärlings ist sein unübertreffliches Nachahmungstalent. Auf dem Boden und auf den Bäumen seines Wohngebietes befindet sich kaum ein lebendes Wesen, dessen Stimme er nicht nachzuahmen vermöchte. Seinen angenehm klingenden, flötenden Kehlpfiffen, die mit seltsamen, krächzenden Locktönen wechseln, folgt der hohle Schrei des Pfefferfressers, das Blöken des Schafes, das Geschnatter der Ente, der schnarrende Ruf des Spechtes, das Miauen der Katze, das Bellen des Maikongs und das Heulen des Aguarachays oder brasilianischen Fuchses. Und das alles klingt in so täuschender Form von den Zweigen hernieder, daß jeder Nichteingeweihte annehmen muß, er werde von jenen gefährlichen und weniger

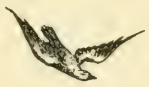
gefährlichen Tieren umschwärmt, denen diese Stimmenn von Natur eigen sind. Der Schapu ist ein echter Sprachkünstler unter den Vögeln und gibt in dieser Beziehung unserm Meister Starmatz, dessen entfernter Verwandter er ist, nichts nach. In seinem ganzen Wesen und Betragen hat der Schapu viel Ähnlichkeit mit dem Holzheher. Wie dieser, so verharrt auch er meistens nur einige Augenblicke auf ein und derselben Stelle. Unruhig fliegt oder hüpft er bald auf diesen, bald auf jenen Ast, pflückt hier eine Beere und fängt dort ein Tierchen, um es an einem dritten Orte endlich gemächlich zu verzehren. Auch die Liebe für das Gesellschaftsleben und die Scheu gegen Menschen hat er mit unserm bunten, raubluſtigen Waldbewohner gemein. So häufig und zahlreich er in den Waldungen anzutreffen ist, so selten erblickt man ihn in der Nähe menschlicher Wohnungen. Er besucht die Ansiedlungen nur dann, wenn sie in unmittelbarer Verbindung mit den Waldungen stehen und zur Zeit der Fruchtreife, um in den Pflanzungen zum größten Ärger der Plantagenbesitzer zu hausen. Die Lieblingsnahrung des Haubenstärlings sind Orangen, Bananen und Mammonen. Doch nimmt er auch mit anderen Baumfrüchten fürlieb und verschmäht selbst kleine Tiere, die Eier und Jungen anderer Vögel nicht.

Höchst merkwürdig ist das Nest unseres südamerikanischen Waldbewohners beschaffen, das nach seiner äußeren Gestalt nicht wenig Ähnlichkeit mit den Ballnetzen unserer Kinder hat und nicht selten bis anderthalb Meter lang ist. Wie die aus Papier geschnittenen, netzartigen Apfel- und Nußkörbchen am Weihnachtsbaume, so sieht man oft zehn und mehr dieser Nester an den fingerdicken Zweigen eines einzigen Stammes hängen. Die in ihnen schlummernden oder zwitschernden Stärlinge haben fürwahr ein beneidenswertes Los. Jeder Luftzug versetzt ihre Wiege in pendelnde Bewegung und verschafft ihnen ein Vergnügen, das sich unsere Kleinen nur bei günstiger Gelegenheit und unter Aufwendung großer Mühe verschaffen können. Eine solche Haubenstärlings-Kolonie bietet eins der seltsamsten Schaukelschauspiele von der Welt.

Die Nester sind aus Tillandsia- und Gravathafäden gewoben und haben, trotz ihres lockeren Aussehens, eine Festigkeit, daß sie nur mit Mühe zu zerreißen sind. Ihre Herstellung geht sehr langsam von

ſtatten und erfordert viel Geſchicklichkeit. Zunächſt befeſtigen die Baumeiſter die ſtärkſten und längſten Fäden an dem Aſte, der als Träger des ganzen Baues auserſehen ward. Die freihängenden Fäden, deren untere Enden miteinander verflochten und verſchürzt werden, bilden das Gerippe des Schaukelneſtes. In dieſes Gerippe weben die Stärlinge das übrige Baumaterial derart nach allen Richtungen hin, daß auf der einen Seite ein ſchlitzartiger, vollſtändig freier Eingang bleibt. Der eigentliche Brutraum iſt mit Rückſicht auf die ſtark ſchaukelnden Bewegungen, bei Gelegenheit heftiger Stürme, ſehr tief gehalten und innen vom Weibchen mit Moos, Blättern und Baſtfäden weich gepolſtert.

Wie alle andern Vögel, ſo haben auch die Haubenſtärlinge eine Reihe boshafter Verfolger. Ihre gefährlichſten Feinde aber ſind die Botokuden, die ſie ihres genießbaren Fleiſches halber, noch mehr aber ihrer gelben Schwanzfedern wegen jagen. Die Federn bilden, fächerartig zuſammengeſtellt, neben den prächtigen Bruſtfedern des Pfefferfreſſers einen der geſchätzteſten Stirn- und Gürtelſchmuckgegenſtände dieſer Wilden Südamerikas.



Der Erzhonigſauger.

15 cm lang.

„Tſchä tſchähi tſchähihihi!
Ta tai taititi!“

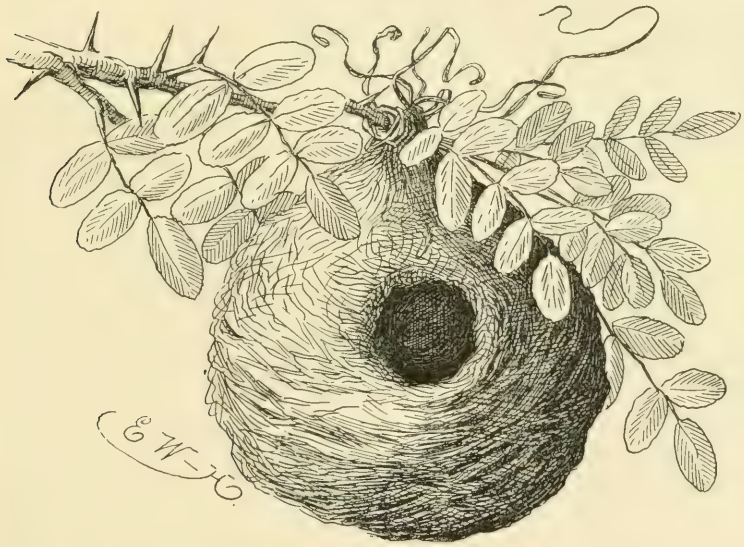
So klingt es dem Reiſenden aus den an den Ufern des Nils blühenden Palmen-, Tamarinden- und Mimoſenhainen entgegen, wenn er auf den Wogen des heiligen Stromes dahinſegelt. Es ſind dies die Liedesklänge eines kleinen, allerliebſten Vogels, des Erzhonigſaugers.

Das Federkleid des niedlichen Bewohners der Wendekreisländer ist oben grün und metallisch glänzend, unten gelb. Die Flügel- und Schwanzfedern sind stahlblau. Die Brust ist mit einem violettfarbenen Federgürtel geschmückt.

Zu den Lieblingsaufenthaltsstätten der Erzhonigsauger zählen in erster Linie die mit Mimosen gemischten Wälder und Gärten Nubiens, Abessiniens und der Samhara. Wo sich auch nur ein einziges dieser anspruchslosen Gewächse im Blütenschmuck zeigt, da können wir mit Sicherheit darauf rechnen, in den Zweigen ein Pärchen unserer Vögel als Kostgänger anzutreffen. Stunden-, ja tagelang verweilen sie auf derselben Pflanze. Nach Art unserer Meisen hüpfen sie munter und flink von Ast zu Ast. Jede Blüte wird beäugelt und gewissenhaft durchforscht, und nicht eher ziehen sie von dannen, bis auch das letzte Käferchen oder Würmchen aus ihrem Grunde hervorgeholt worden und durch den spitzen, leicht gekrümmten Schnabel den Weg alles Fleisches gegangen ist. Eine Eigentümlichkeit, die mit einer Gewohnheit unserer Feldlerche Ähnlichkeit hat, ist es, daß die Vögel jedesmal nach vollständiger Säuberung einer Blüte ein freudiges Zwitschern ertönen lassen, als wollten sie für die empfangene Kost den schuldigen Dank entrichten. Neben den Mimosen schenkt der Erzhonigsauger besondere Aufmerksamkeit dem Feigenkaktus, dessen süßlich schmeckende Früchte von den Eingeborenen gegessen werden. Seine trichterförmigen Blüten sind der Tummelplatz vieler Insekten, die dem Erzhonigsauger als willkommene Beute dienen. Im Gegensatze zu allen andern Vögeln, die während der heißen Stunden des Mittags ein gegen die sengenden Strahlen der Sonne geschütztes Versteck aufsuchen, treibt er gerade in dieser Zeit seine munteren Jagd-, Liebes- und Vergnügungsspiele. Da, wo die Sonne am schärfsten wirkt,

fühlt er sich am behaglichsten. Mit wahrem Entzücken badet er sich in der Flut ihrer feurigen Strahlen. Auf der höchsten Spitze einer Mimose sitzend, sträubt er die Federn seines Kopfes, spreizt die Schwingen, stelzt den Schwanz und singt lustig sein „Ta tai taititi." Sein Anblick ist in dieser Verfassung wirklich prächtig und überraschend. Jede Schönheit seines metallisch glänzenden Gefieders kommt zur Geltung.

Die Nester der Erzhonigsauger, deren äußere Wandungen aus der Samenwolle einer schwalbenwurzartigen Pflanze, des Ischr, ge-



webt sind, und deren Brutraum mit Blütenfasern, Insektengespinnsten und Haaren gepolstert ist, haben eine runde oder rundliche Gestalt. Sie sind meistens an den Spitzen sehr hoch sitzender, schwanker Zweige so aufgehängt, daß sie von den Blättern daneben- oder darübersitzender Zweige vollständig verdeckt werden. Es fällt den raublustigen Landsleuten unserer Vögel darum schwer, sie zu entdecken. Und gelingt es ihnen wirklich einmal, ein Nest zu Gesicht zu bekommen, so bilden die Dornen der Mimosen bei ihrem Vordringen zu diesem ein gefährliches Hindernis. Weder Sperber, noch Falke, noch sonst ein beschwingter Raufbold hat Lust, des dürftigen Leckerbissens halber

mit den langen, scharfen Astanhängseln nähere Bekanntschaft zu machen. So wären denn die Wohnstätten der Erzhonigsauger in jeder Hinsicht gesichert und ihre Eier und Jungen außer aller Gefahr, wenn die Natur nicht noch andere Wesen zu ihren Feinden und Verfolgern bestellt hätte. Die gefährlichsten unter diesen sind die afrikanischen Meerkatzen, die Grün-, Husaren-, Nonnen- und Mohrenaffen. Dieser Gesellschaft, der Rauben, Plündern, Balgen, Zanken und Gesichterschneiden über alles geht, ist kein Baum zu dick, kein Wipfel zu hoch und kein Buschwerk zu dicht, wenn sich's um das Erbeuten einer leckeren Mahlzeit handelt. Weder das Blätterdach, noch die Dornen der Mimosen vermögen die Nester vor ihren langen Armen zu schützen und die Eier und Jungen vor ihren scharfen Zähnen zu bewahren. Alles fällt den mitleidsbaren Banditen zum Opfer. — Wer kann's ändern? — Es ist einmal nicht anders in der Welt. — Jeder hat sein Päckchen zu tragen, auch der allerliebste Erzhonigsauger.

Der Baltimorevogel.

20 cm lang.

Nordamerika, von den kanadischen Seen bis zum Meerbusen von Mexiko und vom Alleghany- und Albany- bis zum Felsengebirge ist die Heimat des Baltimorevogels. Überall, wo die mächtigen Länderstrecken Nordamerikas von Wäldern bedeckt und mit Gärten geschmückt sind, ist der hübsche Bursche zu Hause. Selbst in den Baumgruppen, die den Wanderer wie rettende Inseln in dem fast unendlichen Grasmeere der Prairie begrüßen, sucht man ihn nicht vergeblich. Hier wiegt er sich auf den Ranken der wilden Rebe und auf den Ausläufern der Bignonien, die sich malerisch an den Stämmen der Tulpenbäume, Platanen, Silberpappeln, Lebenseichen und Zuckerahorne emporwinden und mit diesen eine Reihe wundervoll ge-

Der Haubenstärling.

ſtalteter Lauben und prachtvoller Blumenbrücken bilden. Auf den Zweigen der Ulmen ſchaukelt er ſich mit dem Bären um die Wette und ſpielt mit den ſchwarzen Eichhörnchen, die in den Kronen der Nußbäume ihr munteres Weſen treiben, Verſteck. Singend wetteifert er mit einem Völkchen lang geſchwänzter Droſſeln oder mit einem

Trupp grüner Papageien, die lärmend und ſchreiend durch die dichten Gebüſche jagen. Zwiſchen düſteren Zypreſſen- und duftenden Jasmingruppen jagt er prächtig gefärbte Schmetterlinge und buntſchillernde Libellen, die ahnungslos den Honigſaft aus den Kelchen der Prairie- und Tuberoſen trinken.

Der Baltimorevogel hat eine auffallende Ähnlichkeit mit unſerm Pirol, weshalb man ihm den Namen Baltimorepirol gegeben hat.

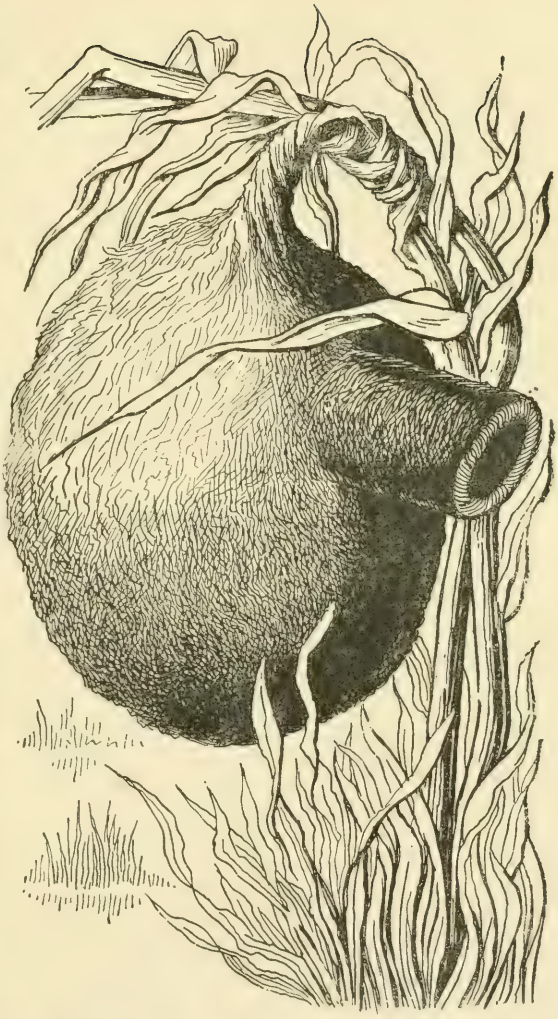
Sein Körper ist, mit Ausnahme des Rückens und des Unterleibes, die orangerot gefärbt sind, mit tiefschwarzen Federn bekleidet. Schön, wie sein Gewand, ist auch der Gesang dieses Lieblings der Nordamerikaner. Wälder, Büsche und Gartenanlagen hallen von seinen aus vier bis acht Tönen bestehenden, voll und rein klingenden Weisen wieder.

Höchst interessant ist das Nest des Baltimorepirols. Es hat die Gestalt eines aus Werg, Wolle, Haaren und anderen weichen Stoffen gewebten Beutels, der durch starke Schnüre aus Hanf oder Flachs an den Armen einer entsprechend weiten Astgabel befestigt ist. Während das Nest, das eine Tiefe von fünfzehn und einen Durchmesser von zwölf Centimetern hat, in kälteren Gegenden sehr dicht gewebt und innen noch mit Kuhhaaren warm ausgefüttert wird, findet man es in den südlichen Staaten sehr locker und ohne jede Fütterung hergestellt. Mit unermüdlichem Eifer arbeiten Männchen und Weibchen vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein; und dennoch vergehen meistens drei Wochen, bis die kunstvolle Kinderwiege vollendet ist. Gnade der Hausfrau, die in der Nähe eines solchen Nestbauplatzes eine Garnbleiche hat und nicht für ihre Bewachung genügend Sorge trägt. Sie kann die Freude erleben, ganze Lagen ihres mühsam zusammengesponnenen Gutes fortgeschleppt, zerrissen und in den Wandungen des Beutelnestes verarbeitet zu sehen. Wer kanns den Tieren übel nehmen! In Amerika sieht jeder, wo er bleibt.

Die Beutelmeise.

12 cm lang.

Wenn wir in dem Vorhergehenden eine Reihe Vögel kennen lernten, deren Schönheit, Gesangstüchtigkeit, wirtschaftliche Bedeutung und baukünstlerische Leistungen Anerkennung forderten, so macht uns diese Betrachtung mit einem Vöglein bekannt, dessen Kunstsinn und Baufertigkeit unsere ganze Bewunderung verdienen. Die Beutelmeise, deren Heimat Südrußland, das Donautiefland, die Türkei, Griechenland und Italien ist, nimmt nicht nur unter den



Baukünstlern Europas den ersten Rang ein, sondern ist auch den vorzüglichsten Meistern anderer Erdteile würdig zur Seite zu stellen.

Zum Zweck der Anlage ihres Nestes erwählt sie einen dünnen, schlanken Ast, der möglichst weit über das Wasser eines Sees oder Teiches ragt, nicht selten aber auch einen Rohr- oder Schilfstengel, der sich mitten aus dem Gewässer erhebt. Sie umwickelt den Träger des Nestes in äußerst geschickter Weise mit Hanf- oder Bastfäden und webt an diese die beutelförmige Kinderwiege. Das Baumaterial entnimmt sie fast ausschließlich solchen Gewächsen, deren Blüten aus woll- und seidenartigen Blättchen gebildet und deren Früchte von ähnlichen Stoffen eingeschlossen sind. Darum macht sie sich zur Zeit des Nestbaues, die in den Anfang des April fällt, viel an den Kätzchen der Pappeln und Weiden, an den braunen, vorjährigen Kolben des Rohrs und an den Blüten- und Fruchtköpfen der Disteln zu schaffen. Das Nest besteht aus zwei Schichten. Die äußere Schicht, in der die

wolligen Pflanzenstoffe durch eingewobene Hanffäden und Grashalme untereinander verbunden sind, ist oft so fest, daß sie beim Biegen zerbricht. Die innere Schicht ist dagegen sehr locker gewebt und bietet den Meisenkindern eine weiche, beneidenswerte Lagerstätte. An der einen Seite des Nestes befindet sich die sogenannte Flugröhre, deren oberer Mündungsrand den unteren um anderthalb bis zwei Zentimeter überragt, eine Vorrichtung, die das Eindringen des Regenwassers in das Innere des Nestes verhüten soll. Wie praktisch die Beutelmeise die Dinge ihrer nächsten Umgebung zu verwenden versteht, und mit welchem Vorbedacht sie die Anlage und Herstellung ihres Nestes betreibt, beweist der Umstand, daß sie alle an dem Träger des Nestes vorhandenen Blätter und Zweige innig mit den Wandungen verwebt, um dem Ganzen eine größere Festigkeit und Widerstandsfähigkeit zu verleihen.

Daß diese so eigentümlich gestalteten Meisenhäuschen zu allerhand abergläubischen und närrischen Vorstellungen Anlaß gaben, kann uns nicht wundern. Wie bei uns die törichten Leute Bündel des durchlöcherten Johanniskrautes über die Haustür hängen, um den Teufel mit Bockshörnern und Pferdefuß vom Hause abzuwehren, so hängen die Griechen und Italiener das Nest der Beutelmeise auf, um das Haus gegen den Strahl aus düsterer Wolke zu beschützen. In Rußland lebt man des Glaubens, daß die weichen Wandungen des Beutelnestes ein unübertreffliches Mittel gegen Halskrankheiten, Geschwülste usw. seien. Die Landleute dieses von Unwissenheit und Aberglauben noch vollständig beherrschten Volkes mischen sogar Stücke des Wunderbeutels unter das Futter der Pferde, um sie von irgendeiner Krankheit zu befreien und gegen das unheilvolle Berufen mißgünstiger Weiber zu bewahren. Um das Wechselfieber zu beseitigen, veranlaßt der Russe seinen Patienten, den Rauch eines langsam verkohlenden Stückchens des Nestes der Beutelmeise einzuatmen. Wenn uns alle diese Verwendungen des harmlosen Nestgewebes äußerst lächerlich erscheinen, so können wir uns mit der Verarbeitung desselben zu Fußsocken und Stiefelfütterungen wohl einverstanden erklären.

Der Paradiesfliegenfänger.

37 cm lang.

Die Waldungen Ostafrikas mit ihren Affenbrotbäumen, Dattelpalmen, Sykomoren, Akazien, baumhohen Gräsern und Euphorbien, deren Düster so manches Wunder der Tierwelt birgt, beherbergt auch den Paradiesfliegenfänger, dessen prächtiges Gefieder und munteres

Wesen die Bewunderung aller Reisenden erregte. Auf Bäumen, die in der Nähe sumpfiger, schilf- und blumenreicher Gewässer stehen, verweilt er mit ganz besonderer Vorliebe. Hier bieten ihm die Tausende und aber Tausende geflügelter, hüpfender und kriechender Kerbtiere reichlich Gelegenheit, den Vergnügungen eines ungebundenen Jägerlebens zu huldigen. Leicht und gewandt streicht er zwischen den dichtesten Zweigen dahin, um im Fluge das Insekt zu erjagen, das lustig brummend und summend von Blatt zu Blatt, von Blüte zu Blüte

schwirrt. Einen entzückenden Anblick gewährt hierbei der gespreizte Schwanz, dessen Mittelfedern fahnenartig verlängert sind und, vom Luftzuge bewegt, die zierlichsten Wellenlinien beschreiben. Mit dem Erfolge eines solchen Jagdzuges zufrieden, kehrt er zu seinem Lieblingssitze zurück, spielt mit der Kopfhaube, spreizt und wendet, als ob er sich der Wirkung des Schauspiels auf den Beschauer bewußt wäre, den prächtigen Schwanz und singt sein leises, aber sehr wohlklingendes „Wüht wüht" durch den Wald.

Wenn bisher auch noch nicht Gelegenheit geboten ward, das Bauen unseres Paradiesfliegenfängers zu beobachten und sein Nest nach seinen Bestandteilen zu untersuchen, so läßt sich doch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß es ähnlich beschaffen ist, wie das eines nahen Familienangehörigen, des Tschitrek, der im Kaffernlande wohnt.

Das Nest des Tschitrek ist sowohl seiner Bauart als Form wegen bemerkenswert. Es gleicht einem umgekehrten, spitzen Filzhute, wie ihn der Clown im Zirkus zu verwenden pflegt, oder einem zwischen zwei Zweigen hängenden Horne, dessen Spitze nach unten gekehrt ist. Der größte Durchmesser des Brutraums, der eine Tiefe von sieben Zentimetern hat, beträgt fünf Zentimeter. Der Plan, nach dem ein solches Nest gebaut ist, läßt sich schwer ergründen, da scheinbar drei Viertel desselben ohne Zweck verfertigt sind. Der unbenutzte Teil, der, wie das Ganze, aus einem dichten, kunstreichen Gewebe besteht, scheint nur der Form wegen gemacht zu sein.

Warum der Landsmann der schwarzen Bewohner des Kaffernlandes so und nicht anders baut, können wir hier nicht weiter untersuchen. Sein Bau ist ein Kunstwerk und nötigt uns, ihm das Prädikat eines Baumeisters unter den gefiederten Brüdern zu erteilen.

Die eigentlichen Weber.

Unter eigentlichen Webern sind diejenigen Vögel zu verstehen, die in den naturgeschichtlichen Werken als eine in sich abgeschlossene Familie der Ordnung Sperlingsvögel aufgeführt und behandelt sind. Sie haben einen zierlichen, langgestreckten Körper, einen dicken, weit

in die Stirnfedern eingeschobenen Kegelschnabel, hochläufige, mit starken und scharfen Nägeln bewaffnete Füße und lange, abgestumpfte Flügel. Sie zerfallen in zwei Hauptgruppen: Ganz- und Halbweber. Zu den Ganzwebern, die sich durch ganz besondere Kunstfertigkeit auszeichnen, rechnet man die Edelweber, Viehweber, die Witwen oder Whidahvögel und die Feuerweber. Zu den Halbwebern gehören die Amadienen, Astrilden und Tangaren. Wir wollen uns, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu überschreiten, auf eine allgemeine, alle Mitglieder dieser zahlreichen Künstlerfamilie umfassende Betrachtung beschränken und nur den vorzüglichsten Meistern unter ihnen eine ausführlichere Behandlung zuteil werden lassen.

Bei keiner andern Vogelfamilie finden wir den Kunstfertigkeitssinn in so hohem Grade ausgebildet, als bei diesen meist sehr geselligen lebenden Bewohnern Afrikas, Asiens, Australiens und Amerikas. Wenn man die an Seen und Flüssen gelegenen Mimosen- und Palmenwaldungen Süd- und Westafrikas durchreist, so kann man die Webervögelansiedelungen gar nicht übersehen. Die Nester dieser Tiere, deren oft zwanzig bis vierzig Stück an den dünnsten Zweigen eines Baumes hängen, geben der Landschaft ein ganz bestimmtes Gepräge und verleihen den einzelnen Bäumen einen besonderen Reiz. Wie langhalsige, aus Pflanzenfasern und Grashalmen zusammengewobene Retorten oder an dicken, kunstvoll zusammengedrehten Schnüren hängende Ballons, baumeln sie, vom Luftzuge hin- und hergeschaukelt, von den schlanken Zweigen herab. Wir können gar nicht vorüber gehen, ohne diesen rätselhaften Dingern unsere Aufmerksamkeit zu schenken, sie genau zu betrachten und in- und auswendig zu untersuchen. Wenn wir bisher vor den Nistgebäuden manches Vögleins voll stummer Bewunderung standen, so können wir uns bei der Betrachtung der Kunstwerke der Webervögel erst recht des Gedankens nicht erwehren: wie bringen diese kleinen Tiere solche Arbeiten zustande? Warum, so fragen wir uns, bauen die Webervögel gerade so und nicht anders? Warum hängen sie ihre Gewebe an die Spitzen der dünnsten Zweige, während doch andere Vögel den starken Ästen und Baumwinkeln den Vorzug geben? Warum verleihen sie ihren Brutvorrichtungen Formen, die mit den Formen anderer Nester kaum noch die geringste Ähnlichkeit haben? Warum geben sie den Wandungen ihrer Kinderwiegen ein Gefüge, dessen Herstellung unendlich viel Fleiß voraussetzt und

viel Geschicklichkeit und Ausdauer fordert? Könnten sie sich über Herstellung und Einrichtung ihrer Bruthäuschen nicht ebenso leichten und unbekümmerten Herzens hinwegsetzen, wie so viele andere befiederte Genossen? —

Es ist sehr schwer, alle diese Fragen zu beantworten, da uns niemand dabei zu raten weiß, und die Baumeister selbst über Ursache, Entwickelung und Zweckmäßigkeit ihres Baustils keine Auskunft erteilen können. Wüßten wir wenigstens, ob die kleinen Weber in früheren Zeiten anders, einfacher und an anderen Örtlichkeiten gebaut hätten. Allein, kein auf Beobachtung beruhender Bericht weiß uns darüber zu belehren. Keine Inschrift der alten Indier oder Ägypter gibt Aufschluß darüber. Wir stehen wie vor einem Rätsel. Es läßt sich aber mit einiger Bestimmtheit annehmen, daß die Webervögel von demselben Gefühle bewegt und getrieben wurden, das alle anderen Wesen bei der Anlage und Ausführung ihres Familiensitzes leitete: von dem Gefühle der Angst und Besorgnis um Gut und Leben. Der Gedanke an die eigene Sicherheit und an die Sicherstellung des Besitztums war es, der alle bewog, sich mit der Herstellung besonderer Wohn- und Schutzvorrichtungen zu beschäftigen. Der mit hohen Geistesgaben ausgestattete Mensch ging in dieser Beziehung allen anderen voran. Wie er es verstanden hat, sich den Verhältnissen entsprechend einzurichten, so wußten auch die Tiere den Eigentümlichkeiten ihrer Umgebung Rechnung zu tragen. Auch ihre Wohngebäude werden im Laufe von Jahrtausenden mancherlei zweckmäßige Veränderungen erfahren haben. Das dürfen wir fast mit Gewißheit annehmen, weil wir eine Reihe von Tieren kennen, die sich in ganz neue Verhältnisse einlebten und ihre ganz besonderen Maßnahmen in Rücksicht auf Nährweise und Wohnungseinrichtung zu treffen wußten. Es fehlt uns leider an geschichtlichen Nachweisen über die Entwickelung des Nestbaues auch nur einer Vogelart. Das kann uns aber nicht hindern, eine solche Entwickelung wenigstens anzunehmen und sie nicht als ganz unmöglich zu denken. Jedenfalls müssen wir die Nester der Webervögel als eine der vollkommensten Leistungen auf dem Gebiete der Nestbaukunst betrachten. Und ist es richtig, die Kunstprodukte als den Ausfluß der Bildung ihrer Erzeuger, als den Maßstab für die Höhe ihres geistigen Standpunktes aufzufassen, dann müssen wir den Webern einen der ersten Plätze unter den be-

fiederten Weltbürgern einräumen. Schon die Auswahl des Nistortes liefert uns einen treffenden Beweis von dem Umfange ihrer Überlegungsfähigkeit. Sie mußten zu denken und eine Stelle zu finden, die für langarmige Meerkatzen, nestplündernde Schleichkatzen und für die an den Bäumen sich hochwindenden Schlangen unter allen Umständen unerreichbar war und gaben hiermit die erste Probe ihrer Beobachtungsschärfe, Vergleichungs- und Folgerungstüchtigkeit. Sie entschlossen sich — ob sofort, oder erst auf Grund böser Erfahrungen, kann nicht behauptet werden — nicht nur für die äußersten Spitzen der dünnsten Zweige, sondern nahmen auch zu solchen Bäumen ihre Zuflucht, deren Rinde dicht mit scharfen Dornen besetzt war und deren Äste möglichst weit über dem Spiegel eines Gewässers hingen. Das waren drei Dinge, die für ihre kriechenden und kletternden Verfolger bei etwaigen Angriffen unbedingt verhängnisvoll werden mußten. Die Platzfrage war somit für sie aufs beste entschieden. Wie sollten hier nun aber Nestbauten zur Ausführung gebracht werden? Sie waren doch am Ende die Hauptsache. Ein offenes Nest auf den Rücken der erwählten Zweige setzen, ging nicht an; denn bei den geringsten Schwingungen derselben mußten die Eier über Bord geworfen und zertrümmert werden. Eine geschlossene Kinderwiege auf ihnen errichten, war auch nicht ratsam; weil die Unterlage zu schmal und darum ein Umkippen besonders des bewohnten Nistgebäudes zu befürchten war. Es blieb also nur noch übrig, das Nest an der Unterseite des Nestträgers anzubringen, es mittels Fäden und Fasern an diesem aufzuhängen. Dabei gab es aber wiederum viel zu denken und zu überlegen. Das Nest konnte die Form eines offenen Körbchens erhalten, das in derselben Weise am Aste befestigt wurde, wie das Nest unsers „Herrn von Bülow.“ Diese Bauart hatte zwar den Vorzug, die bequemste zu sein, ließ aber befürchten, daß Eier und Junge bei Gelegenheit eines Sturmes aus dem Neste geschleudert oder von einem vorüberfliegenden Raubvogel entdeckt und vernichtet werden konnten. Aus diesen sehr ernsten Gründen mußte von der offenen Korbform Abstand genommen und zu der geschlossenen Nestform gegriffen werden. Für welche besondere Gestaltung eines geschlossenen Nestes entschied man sich nun aber? — Welche Form war am geeignetsten, Brutvögeln und Jungen im Innern den meisten Spielraum und die größte Bequemlichkeit zu gestatten? — Welche

Bauweise versprach, mit den besten Erfolgen gekrönt zu werden: die Weberei, Flechterei oder Filzerei? — Wie mußte man weben, um dem Bauwerk mit nur geringen Mitteln in kürzester Zeit die möglichst größte Dauerhaftigkeit zu geben? — Alle diese bedeutsamen, sehr schwierigen Fragen wurden von den Webern in ganz vortrefflicher Weise gelöst. Jeder erfand eine seiner Geschmacksrichtung angemessene und seinen Körperverhältnissen angepaßte Nestform und gab den Wandungen eine Festigkeit, die uns mit Staunen erfüllen muß. Um Brut und Brutvogel vor dem Überfalle eines fliegenden oder kletternden Räubers völlig sicher zu stellen, versahen sie die Nester nicht mit einem seitlichen, sondern mit einem nach unten gerichteten Flugloche. Wir werden den Vorzug dieser baulichen Einrichtung begreifen, wenn wir bedenken, daß es einem fliegenden Räuber nicht besonders schwer fallen kann, sich an den herabhängenden Nestern anzuklammern, den Kopf durch die Seitenöffnungen zu zwängen und mit Hilfe des Schnabels das Nest vollständig auszuräumen. An ein derartiges Diebsmanöver konnte dem nach unten gerichteten Flugloche gegenüber gar nicht gedacht werden. So sinnreich und vielversprechend diese Ausflugvorrichtung nach einer Seite hin auch war, so hatte sie doch eine Reihe baulicher Unbequemlichkeiten zur Folge. Das Flugloch direkt in die Bodenwandung des Nestes zu weben, war unter keiner Bedingung zulässig, weil dadurch die Eier und Jungen gefährdet wurden. Man mußte die Sache also anders anzufassen versuchen. Die Baumeister versuchten so und so, bis sie endlich eine Art erfanden, bei der das ursprüngliche Prinzip in keiner Weise zu leiden hatte. Sie schufen an Stelle eines einfachen Flugloches eine Flugröhre, die von unten nach oben führte und von der Seite her in den Brutraum mündete. Das äußere Brutgebäude wurde an der der Flugröhre gegenüberliegenden Seite sackartig ausgebaucht und bot so einen vortrefflichen Raum zur Aufnahme des eigentlichen Nestes. Nun war der Bau in jeder Beziehung vollkommen: seiner äußeren Gestalt nach nicht häßlich, den feindlichen Angriffen gegenüber gesichert und für Brut und Brutvogel äußerst bequem. Es mochte stürmen, so viel es wollte: das Nest schaukelte an seinen langen, elastischen Trägern wohl hin und her, aber seine Insassen waren geborgen und hatten nicht nötig, sich im Gedanken an irgendeine Gefahr „graue Haare“ wachsen zu lassen. Kinder und Mutter fühlten

sich nicht weniger wohl, als wir im eisigen, stürmischen Winter hinter fest verschlossenen Türen und Fenstern am warmen Ofen.

Das bisher Gesagte gilt hauptsächlich von der hervorragendsten Gruppe der Webervögel, den Edelwebern. Die Nester der Viehweber unterscheiden sich dadurch von den Nestern ihrer berühmten Familienangehörigen, daß sie nicht an den Spitzen dünner Zweige hängen, sondern zwischen Astgabeln und Baumwinkeln stehen und von einem aus dornigen Zweigen und Reisern zusammengeflochtenen Schutzgebäude umgeben sind. Diese Außenbauten sind nicht selten zwei bis drei Meter lang und über einen Meter hoch und breit und beherbergen bisweilen fünf bis sechs Weberfamilien. Trotz des ungeheuern Umfanges findet man auf einzelnen Bäumen vier, fünf, ja sogar sechzehn bis achtzehn solcher seltsamen Nistgebäude; ein treffender Beweis für den Geselligkeitssinn und friedliebenden Charakter dieser kleinen befiederten Afrikaner. Wir hätten uns in Anbetracht ihrer gemeinsamen Wohn- und Brutgebäude leicht veranlaßt sehen können, sie der Zunftgenossenschaft der Kasernenbauer zuzuzählen, wenn ihre eigentlichen Nester nicht wirkliche Webearbeiten wären. Sie bestehen größtenteils aus feinen Wurzeln und Grashalmen und haben eine seitliche Flugröhre, die am Anfange ziemlich weit, einige Zentimeter vor dem Neste aber genau dem Körperumfange des Brutvogels angepaßt ist.

Die Feuerweber bauen im Gegensatze zu den Edel-, Viehwebern und Whidahvögeln zwischen Gras- und Getreidehalmen. Ihre Nester sind denen unserer Drosselrohrsänger sehr ähnlich befestigt, haben lockere, fast durchsichtige Wandungen und meist seitliche Fluglöcher.

Noch weniger kunstvoll, ja fast liederlich sind die Brutvorrichtungen der Halbweber ausgeführt. Sie haben meistens eine rundliche Form, seitliche Eingänge und stehen in der Regel zwischen Gras-, Getreide-, Zuckerrohrhalmen und in dichten Sträuchern am Saume der Wälder. Was diese kleinen, zierlichen Tierchen ganz besonders auszeichnet, ist ihre gegenseitige Anhänglichkeit. Hinterlist, Tücke, Bosheit und andere häßliche Leidenschaften, die wir bei fast allen übrigen Vögeln in größerem oder geringerem Maße vorfinden, sind ihnen vollständig fremd. Man sieht sie nur zu großen Gesellschaften vereint, in denen auch nicht ein Mißton den Frieden und die Eintracht stört. Einer bemüht sich in rührender Weise liebevoll um den andern. Sind ihrer

viele auf einem Platze beisammen, so setzen sie sich dicht gedrängt aneinander. Jeder fühlt sich glücklich, der mittelste zu sein, weshalb ein fortwährendes Schieben nach der Mitte zu stattfindet. Ihre Zierlichkeit und Liebenswürdigkeit sind es auch gewesen, die ihnen die Herzen einer großen Menge gemütvoller Tierfreunde erwarben. Anders, als bei den Stubenvögelliebhabern, sind sie dagegen bei dem Landbauer ihrer Heimat angeschrieben. Er haßt sie, natürlich nicht ihrer Zierlichkeit und Liebenswürdigkeit halber, sondern weil sie ihm die Saaten verwüsten. Er wendet alles an, sie zu verscheuchen und scheut keine Mühe und keine Mittel, sie zu vernichten.

Ehe wir zur Betrachtung einzelner hervorragender Weber schreiten, müssen wir noch einer bemerkenswerten Eigentümlichkeit der Whidavögel und der Feuerweber gedenken: Wir haben uns bei der Betrachtung der Vögel gewiß schon alle über die überreiche, ja oft überaus auffällige Ausstattung der Vogelmännchen gewundert, und zwar aus dem naheliegenden Grunde, weil wir daran gewöhnt sind, nicht uns, sondern unsere Weiblein in besonderem Schmucke neben uns prangen und glänzen zu sehen. Bei keiner unserer Vogelarten springt diese Geschlechtsausstattung so stark in die Augen, als bei den meisten Hühnervögeln. Stolz schreitet der Hahn, angetan mit einem vielfarbigen, strahlenden Prachtgewande, im Hofe umher, während sein weibliches Gefolge in knapp anliegenden Kleidern bescheiden um ihn herum- und hinter ihm hertrippelt. Wir werden etwas Ähnliches bei vielen andern Vogelarten gesehen und bewundert haben. Wenn wir nun anhaltend und recht scharf beobachten, so kann es uns nicht entgangen sein, daß das Gewand der Männchen gerade zur Paarungs- oder Fortpflanzungszeit am glänzendsten ausgestattet war. Der Vogelkundige nennt dies Gewand das Hochzeitskleid der Vögel. Es ist jedenfalls nicht uninteressant, zu wissen, daß die Whidahvögel in der Zeit der jungen Liebe nicht nur ein farbenprächtiges Gewand anlegen, sondern dieses auch mit einer lang und schlank herabwallenden Schleppe versehen, so daß sie unseren in seidenen Kleidern prangenden Bräuten und den mit langgeschlippten Fracks ausgestatteten Freiern um nichts nachstehen. Aber nicht die Weibchen sind es, die sich zu den hochzeitlichen Festtagen so aus- und aufputzen, sondern die Männchen. „Der Grund hierfür liegt in dem Säftezuschuß, der nicht nur die mittleren Schwanzfedern zu kaum geahnter Länge

und Breite anwachsen läßt, sondern ihre bisherige horizontale Stellung in eine gehobene, dachförmige oder sonst abweichende verwandelt." Dieser Hochzeitsputz hat leider nur eine kurze Dauer; schon nach etwa vier Monaten ist seine Pracht und Herrlichkeit dahin. Wir können uns wohl denken, daß die Männchen in dieser Zeit nicht wenig stolz sind und mit ihrer glänzenden Ausstattung prahlen. Sie führen vor ihren andächtig zuschauenden Angebeteten allerhand Manöver aus, um sich ihnen im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen und ihre Gunst und Zuneigung zu erwerben. Langsam schwebend, die lange Federschleppe hinter sich herziehend, steigen sie in die Luft empor, schwenken sich graziös im Kreise herum und lassen sich dann zu den Weibchen nieder. Die Hals- und Kopffedern hoch emporgesträubt, erklären sie ihnen in seltsam zischenden, aber dennoch inhalt- und verständnisvollen Tönen ihre Liebe. Wie bei uns, so entscheiden sich selbstverständlich die Weibchen in erster Linie für diejenigen Liebhaber, die am buntesten und glänzendsten ausgestattet und bei der Brautkur am „schneidigsten" aufzutreten imstande sind.

Wir haben weiter oben erfahren, daß die Männchen der Whidahvögel den Außenbau des Nestes herstellen. Wie ist das aber denkbar? wird man bei ihrem Anblicke im Hochzeitskleide fragen. Was fangen sie dabei mit ihren unbändigen Schweiffedern an, die sie nur sehr mühsam durch die Luft und von Baum zu Baum zu schleppen vermögen? —

Während die meisten Vögel den Nestbau erst dann in Angriff nehmen, nachdem die Ehen zwischen Männlein und Weiblein geschlossen sind und das Bedürfnis zur Einrichtung von Kinderstuben vorhanden ist, bauen die Männchen der Whidahvögel und der meisten andern Weberarten vorher. Erst nachdem Haus und Herd eingerichtet sind, legen sie das schmucke Kleid des Freiers an, um die Braut zu küren und sie ihrer zukünftigen Wohn- und Kinderstube zuzuführen. Ihr, der treuen Gefährtin in Freud und Leid, ist es vorbehalten, das Innere des Nestes auszustatten, es ihrem hausfräulichen Geschmacke und ihrer mütterlichen Fürsorge entsprechend einzurichten. —

Das Federkleid der Feuerweber schmückt sich zur Paarungszeit ebenfalls mit bunten, prächtigen Farben, nur verändert es seine Gestalt nicht in so auffallender Weise. Das Deckgefieder des Schwanzes allein wächst zu einer bedeutenden Länge an, und das Kleingefieder

erhält ein sammet- und seidenartiges Aussehen. Die Männchen der Feuerweber verstehen es fast noch besser als die der Whidahvögel, zur Freierszeit aus sich etwas zu machen, die ganze Pracht ihres Hochzeitsgewandes zur Geltung zu bringen. Ihr scharlach-, karmin-, braunrot, orange-, zitronengelb, hell-, dunkelbraun und sammetschwarz gefärbtes, perlmutterartig glänzendes und schillerndes Gefieder wie zu einem weithin leuchtenden Federballe emporgesträubt, sucht einer den andern in Flug-, Kletter-, Schlüpf- und anderen Künsten zu überbieten. Alle ringen um die Gunst und Zuneigung der bescheiden gekleideten Weibchen, die aufmerksam zwischen den Durrah- und Dohhenhalmen sitzen, mit sichtbarer Freude den ritterlichen Spielen folgen und ab und zu durch ein zärtliches Gezwitscher ihre innere Lust am Turniere zum Ausdruck bringen.

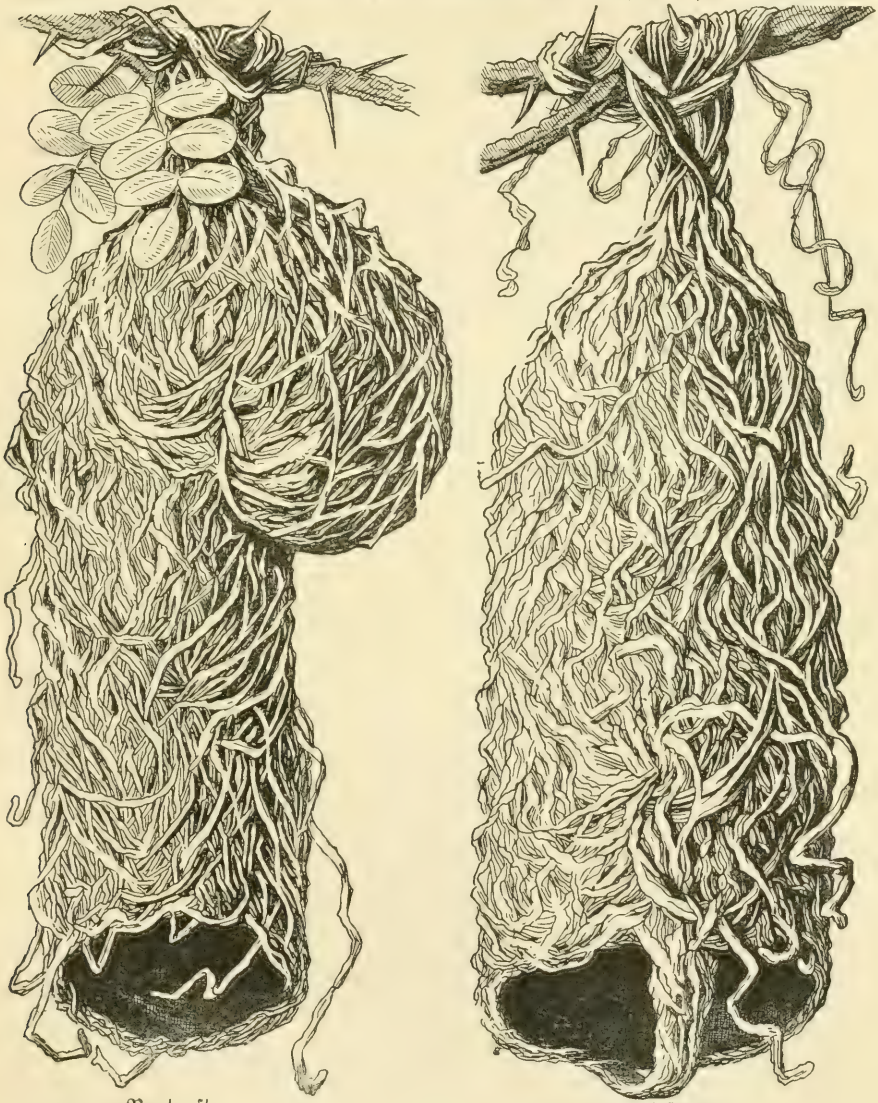
Der Bayaweber.

16 cm lang.

Wir stellen den Baya darum an die Spitze seiner Berufsgenossen, weil er unter ihnen entschieden der geschickteste ist. Der Bayaweber oder Nelicurvi bewohnt Vorder- und Hinterindien, Java, Ceylon und Malakka. Sein Federkleid ist am Kopfe und an der Kehle braunschwarz, im Scheitel, zu beiden Seiten des Halses und am Unterleibe zitronengelb gefärbt. Die Rücken-, Schwanz- und Flügelfedern haben eine braune Farbe und sind gelb gesäumt. Die Füße sind blaßrot, und der Schnabel ist schwarz.

Das Nest des Nelicurvi gleicht einer mit dem Hals nach unten hängenden Retorte. Oft hängen dreißig und mehr dieser Kunstbauten beisammen an den Spitzen schlanker Rohrstengel, der Bambuszweige, an den Blattstielen hoch emporgeschossener Palmen oder an den längsten und dünnsten Zweigen einer Mimose. Vor allem sieht der Baumeister darauf, das Nest möglichst weit über dem Spiegel eines Gewässers aufzuhängen, wo er's vor den Krallen und Zähnen schleichender und kletternder Räuber am sichersten weiß. Der eigentliche Nistraum ist von der Flugröhre durch eine etwa vier Zentimeter hohe Scheidewand getrennt, die das Herausfallen der Eier bei stürmischem Wetter verhüten soll.

Neben diesem Bruthäuschen verfertigt der Bayaweber noch ein zweites Nest, das eine oval-glockenförmige Gestalt hat. An der



Brutnest. Schlafnest.

Öffnung befindet sich ein riemenartiges Quergewebe; es ist der Sitz, auf dem der männliche Vogel schlafend die Nächte verbringt.

Beide Arten des Neſtes ſind aus friſchen, ſeinen Grashalmen äußerſt kunſtvoll zuſammengewebt und ebenſo geſchickt wie dauerhaft an ihren elaſtiſchen Trägern befeſtigt.

Der Maskenweber.

17 cm lang.

Der Maskenweber, ein enger Landsmann des Goldwebers, unterſcheidet ſich von dieſem nur durch die Größe und durch die Färbung des Gefieders. In der Art zu leben, ſtimmen beide faſt vollſtändig überein, ſo daß eine beſondere Betrachtung ſeiner Lebensweiſe uns überflüſſig erſcheint. Das Geſicht des Maskenwebers ſieht ſo aus, als ob es von einer ſchwarzen Maske überzogen wäre. Der Nacken und die Unterſeite ſind hellgelb, die Schultern ſchwarz, die Schwingen und der Schwanz olivenbraun gefärbt. Die Federn der Flügel ſind mit gelben Säumen verſehen. Der Schnabel iſt ſchwarz, die Füße ſind fleiſchfarbig und die Augen rot.

Die Paradieswitwe.

Der Goldweber.

13 cm lang.

Die Heimat des Goldwebers ist Ostafrika. Sein Gefieder ist an der Stirn, zu beiden Seiten des Kopfes und an der Unterseite goldgelb. Die Flügelfedern sind olivenbraun und gelb gerandet. Die Steuerfedern haben bräunlichgelbe Farbe und sind grünlichgelb gesäumt. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß fleischfarbig und das Auge rot.

Die Goldweber sind, wie alle ihre Genossen, liebe, muntere Gesellen, denen das gemütliche Zusammenleben mit ihresgleichen über alles geht. Von früh bis spät sind sie ununterbrochen in Bewegung. Unter Lärmen, Zwitschern, Schreien und Pfeifen geht es vom Felde in das dichte Gebüsch, vom Gebüsch auf den Baum und von hier aus an den Rand der Gewässer. Nichts vermag die heitere Stimmung ihrer Zirkel zu stören; kein Zank und kein Streit, keine Eifersucht und kein Neid zwischen Bruder und Bruder, Männchen und Weibchen;

überall Eintracht und Friede, lachende Luſt und ſelige Freude. Nur beim Anblick eines Menſchen, Sperbers, Falken oder einer Schlange ſchwirren ſie, von Angſt und Entſetzen gepackt, nach allen Windrichtungen hin auseinander, um ſich durch eilige Flucht vor den Waffen dieſer ihrer gefährlichſten Feinde zu retten. Aber nicht lange bemeiſtert der Schreck ihre Glieder. Schon nach wenigen Augenblicken ſcharen ſie ſich wieder zuſammen, um ihr luſtiges Treiben, Jagen, Singen und Spielen von neuem zu beginnen.

Das Neſt des Goldwebers iſt nicht weniger kunſtvoll als das ſeines aſiatiſchen Berufsgenoſſen angefertigt. Es beſteht ebenfalls aus feinen Grashalmen und Pflanzenfaſern und wird an den Spitzen langer, dünner Zweige befeſtigt. Der eigentliche Niſtraum, der ſich am unteren Ende des ganzen Bauwerks befindet, iſt von der Flugröhre durch eine Einſchnürung geſchieden.

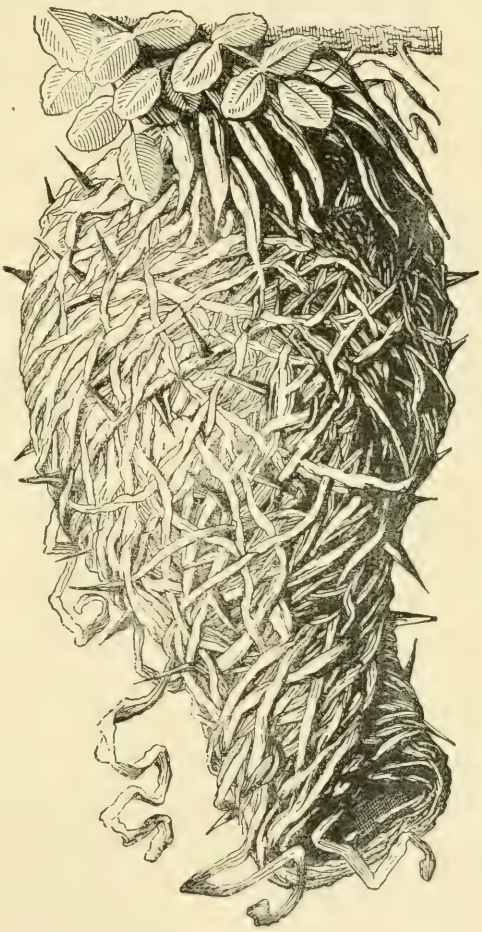
Der Mahaliweber.

16 cm lang.

Der Mahali- oder Sperlingsweber bewohnt den Süden und Weſten Afrikas. Er iſt der letzte unter den hier von uns näher beſchriebenen Edelwebern. Das Gefieder ſeines Kopfes iſt dunkelbraun und auf beiden Seiten von einem weißen Federſtreifen eingefaßt, ſo daß es den Eindruck macht, als wäre der Kopf mit einer weiß verbrämten Kappe bekleidet. Das übrige Gefieder hat eine verſchiedenartig abgetönte braune Farbe. Die Deckfedern der Schwingen und die Steuerfedern ſind hell geſäumt. Beſonders charakteriſtiſch ſind die weißen Querbinden, welche die Flügel ſchmücken und die ſägeartigen Zähne an den Rändern des fleiſchfarbigen Schnabels.

Das Neſt des Sperlingswebers iſt der Form nach etwas plump, ſeiner Bauart nach aber ebenſo vortrefflich, wie das ſeiner oſtafrikaniſchen Berufsgenoſſen. Es hat die Geſtalt einer nach unten auslaufenden Retorte. Seine Wandungen beſtehen aus einem feinen Grashalmgewebe. Ein merkwürdiges, ja faſt igelartiges Anſehen er-

halten diese interessanten Weberbauten durch die vielen Dornen, die geschickt und fest in die Außenwand gewebt sind. Diese Dornen haben die Aufgabe, das Nest gegen Angriffe von außen her zu schützen. Der eigenen Sicherheit wegen hängt der Mahaliweber sein Nest auch mit besonderer Vorliebe an die Zweige der dornenreichsten Mimosen. Nicht selten findet man an den dünnsten Ästen dieser Bäume vierzig und noch mehr Nester aufgehängt, die ihren gemeinsamen Träger derartig belasten, daß die Gefahr seines Zusammenbruches nahe liegt.



Der Viehweber.

20 cm lang.

Der Viehweber, dessen Nestbauart wir in dem allgemeinen Teile näher betrachteten, unterscheidet sich von den übrigen Webkünstlern besonders dadurch, daß er sich weniger an Getreidefelder und dichte Gebüsche, sondern mehr an Viehweiden bindet. Neben der Bau- und Webekunst bildet die Jagd auf Zecken und andere Schmarotzer

seine Lieblingsbeschäftigung. Von früh bis spät treibt er sich, mit Zügen von Büffelherden und Madenhackern vereinigt, in der Nähe der grasenden und ruhenden Wiederkäuer herum, verschafft ihnen durch sein heiteres Wesen und sein munteres Gezwitscher Zeitvertreib und sammelt ihnen die entsetzlichen Quälgeister von der arg zugerichteten Haut. Diese verdienstvolle Beschäftigung hat ihm nicht nur die Wertschätzung aller viehbesitzenden Bewohner Abessiniens und Innerafrikas verschafft, sondern sie hat ihn auch mit seinen vierbeinigen Patienten freundschaftlich verknüpft. Ein behagliches Brummen tönt ihm als Willkommengruß bei seiner Ankunft entgegen, und ein bedeutsames Schnalzen mit der langen Zunge ersetzt den bei uns üblichen Freundschaftskuß. Wie groß die gegenseitige Zuneigung dieser voneinander abhängenden Tiere ist, das beweisen auch die Wachtdienste, die der Viehweber für seine Brotgeber besorgt. Er sucht sich nicht nur an ihren Schmarotzern zu sättigen, sondern hat auch ein offenes Auge für jede ihnen drohende Gefahr, und weiß durch charakteristische Laute sie zur rechten Zeit bei Annäherung derselben zu warnen.

Das Federkleid des Viehwebers ist auf Kopf, Hals und Unterseite weiß. Der Mantel, die Schwingen und der Schwanz sind braun, die einzelnen Federn hell gesäumt, Flügelbug und Bürzel scharlachrot. Der Schnabel und die Füße haben schwarzblaue Färbung.

Die Paradieswitwe.

14 cm lang.

Die Paradieswitwen gehören zu den stattlichsten unter den Whidahvögeln. Sie bewohnen fast alle sumpfigen, mit Schilf und Rohr versehenen Gegenden Afrikas. Ihr Gefieder ist im Nacken, zu beiden Seiten des Halses und an der Kehle kastanienbraun. Der Kopf, der Rücken, die Schwingen und der Schwanz sind mit schwarzen Federn bekleidet. Der Leib ist feuerrot befiedert. Den Namen Witwen haben die Whidahvögel wahrscheinlich deswegen erhalten, weil ihre langen Mittelschwanzfedern viel Ähnlichkeit mit dem herabwallenden Schleier einer trauernden Witwe haben. Leider hat man mit dieser sonst sehr hübschen Bezeichnung eine arge Geschlechtsverwechselung

begangen; denn es sind nicht die weiblichen, sondern die männlichen Vögel, die mit dem prächtigen, schleiergleichen Schwanze ausgestattet sind. Außerdem ist die Zeit, in der sie den reizenden Federschmuck anlegen, nicht eine Zeit voll Grämens und Trauerns, sondern eine Zeit grenzenloser Lust und ausgelassener Fröhlichkeit. Paradieswitwen heißen die oben beschriebenen Vögel, weil sie eine paradiesvogelähnliche Gestalt haben. Die Vogelhändler haben aus dieser Übereinstimmung dem Unkundigen gegenüber manchen Vorteil zu ziehen gewußt, indem sie die Paradieswitwen als Paradiesvögel verkauften, die ihrer Seltenheit wegen im Preise viel höher stehen als jene.

Die Nester der Whidahvögel gleichen, was die Bauweise betrifft, denen der Edel- und Viehweber. Sie werden von den Männchen angefertigt, ehe diese den hochzeitlichen Federschmuck anlegen.

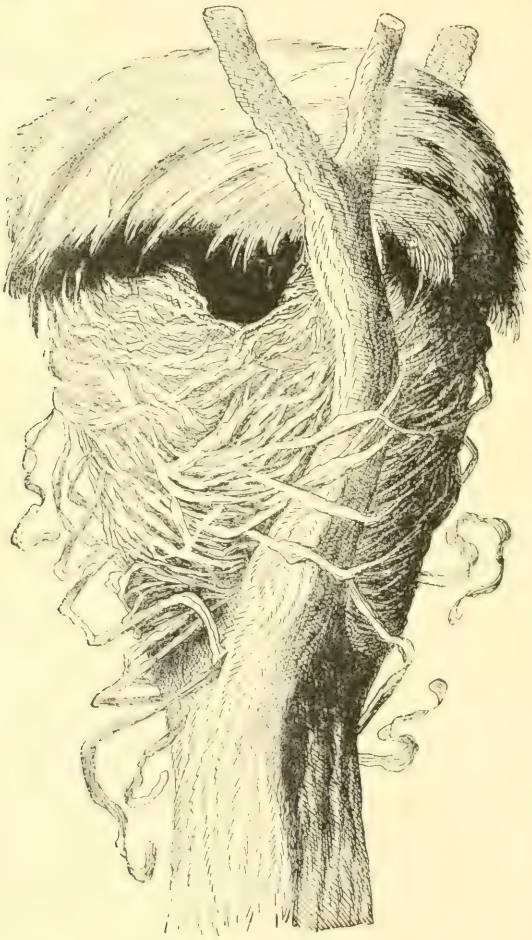
Der Feuerfink.

15 cm lang.

Der Feuerfink oder Orangevogel bewohnt die westlichen und östlichen Küstenländer Mittelafrikas. Trotz seiner Zierlichkeit, Farbenpracht, Gewandheit und Friedfertigkeit, Eigenschaften, die ihn dem Vogelfreunde lieb und wert erscheinen lassen, genießt er bei den Völkerstämmen Ost- und Westafrikas nur ein sehr geringes Ansehen. Er ist neben den Meerkatzen der größte Räuber ihrer Getreide- und Hirsefelder. Nach Art unserer Spatzen in zahlreichen Schwärmen von Ort zu Ort ziehend, vernichten und plündern diese allerliebsten Tierchen alles, was ihnen unter den Schnabel kommt. Es ist ein herrliches Schauspiel für den Fremden, die farbenprächtigen Vögel zwischen den Stengeln des Getreides umherturnen und sie wie Leuchtkugeln in dem wogenden, grünen Halmen und Blättermeer auf- und niedertauchen zu sehen. Gleich sammet- und seidenartig glänzenden und schillernden Blütenkronen sitzen sie auf und an den Fruchtkolben der afrikanischen Hirse. Nur an den Bewegungen, an den rastlos arbeitenden Schwingen, Schnäbeln und Füßen erkennt man ihre wahre Natur.

Der landbauende Afrikaner betrachtet diese Prachtfinken von einer ganz anderen Seite. Das Vergnügen, das ihr Anblick gewährt, steht

in gar keinem Verhältnisse zu dem Schaden, den sie seinen Getreidepflanzungen zufügen. Er bestreut darum die Äcker mit vergifteten Getreidekörnern, stellt Fanggarne und legt Schlingen, bietet überhaupt alles auf, die hübschen, aber verhaßten Felddiebe zu vernichten oder wenigstens zu verscheuchen.



Das Nest des Feuerfinken, dessen Federkleid am Hinterkopfe, am Halse und an der Kehle hochorange, an den Wangen, der Brust und am Unterleibe sammetschwarz ist, hängt nicht an den Zweigen der Bäume, sondern steht zwischen dem Geäst dichten Buschwerks oder zwischen den Halmen des Rohres, Schilfes oder Getreides. Seine Wandungen sind zwar weniger dicht, im übrigen aber äußerst kunst- und geschmackvoll gewebt. Die nebenstehende Zeichnung, die nach einem Vorwurf im naturgeschichtlichen Museum zu Berlin angefertigt ist, zeigt uns das Nest eines nahen Verwandten des Orangevogels, des Oryx oder Grenadierwebers, der in Südafrika heimisch ist.

Der Blutfink.

11 cm lang.

Der Blutfink, auch Amarant und Tausendschön genannt, gehört zu der Gruppe der Halbweber. Er ist ein sehr hübsches und in seinem Benehmen äußerst anmutiges und reizendes Tierchen. Seine Heimat ist ganz Mittelafrika. Der Blutfink liebt, wie unser Spatz, die Gesellschaft des Menschen und hält sich darum mit besonderer Vorliebe in der Nähe seiner Wohnungen auf. In ihrem Bereiche findet er pflanzliche und tierische Kost und Schutz gegen seine Feinde. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist er, mit Ausnahme der glühend heißen Mittagsstunden, ununterbrochen tätig. In Gesellschaft seiner Brüder und anderer Vögel fliegt er bald hierher, bald dorthin, durchschnuppert alle Winkel und Ecken und erfüllt Hof und Garten, Feld, Wiese und Gebüsch mit Leben und Fröhlichkeit. Sein Federkleid ist zum größten Teile purpurweinrot. Die Schulterfedern sind rotbraun und an den Enden hellrot gesäumt. Die rote Brust ist mit weißen Punkten geschmückt. Die Flügel- und Schwanzfedern sind braun und endigen in purpurroten Säumen.

Das Nest des Blutfinken, das nach Form und Bauart kaum noch an die Kunstwerke der übrigen Weber erinnert, besteht aus einem Haufen wirr und lose zusammengeworfener Halme. In seiner Mitte befindet sich die rundliche, aber höchst unordentlich angefertigte Brutkammer. In den seltensten Fällen erwählt der Blutfink einen Baum oder Strauch als Baustätte. Am liebsten nistet er auf oder unter den Dächern der Stroh- und Lehmhütten der Eingeborenen oder im Grase und Getreide in unmittelbarer Nähe des Erdbodens.

7. Schneider.

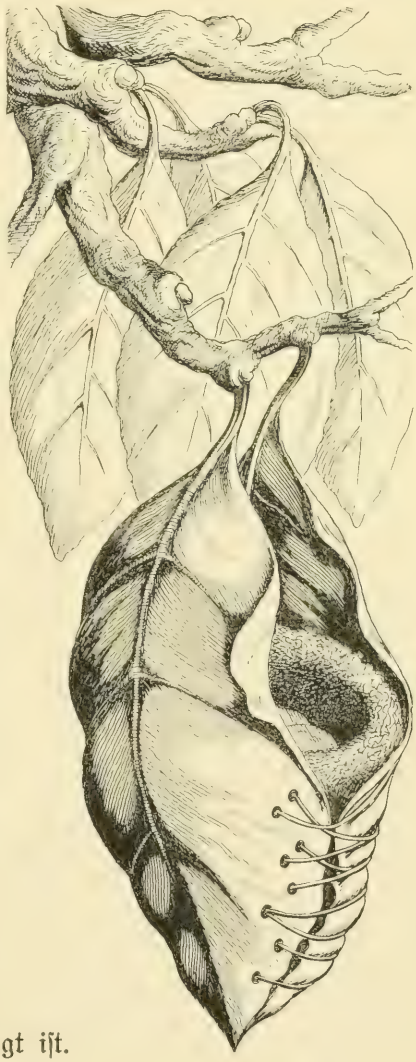
Vögel, die ihre Kinderwiege zwischen zwei herabhängenden Baumblättern, deren Seitenränder bis zu einer entsprechenden Höhe zusammengenäht werden, herzustellen suchen.

Der Schneidervogel.

17 cm lang.

Ein Paradies mitten im großen Weltmeere! Alles was die Natur Prächtiges und Schönes in unendlicher Fülle und Mannigfaltigkeit hat, ist auf dem ostindischen Inselreiche wie in einem mehr als königlichen Schatzhause zusammengedrängt. Neben Bäumen von festem Bau und majestätischem Wuchs gedeihen Pflanzen voll duftender Gewürze und vortrefflich mundender Früchte. Unzählige prächtige Blumen, die Herz und Sinn angenehm ergötzen, bedecken die fruchtbaren Fluren. In diesem unbeschreiblichen Meer pflanzlicher Pracht und Herrlichkeit lebt, webt und wimmelt ein unzählbares Heer der schönsten Vögel, deren Gefieder in einem Glanze strahlt, als wäre es mit vielfarbigem Golde übergossen und in die purpurnen Fluten der Morgenröte getaucht. Unter ihnen finden wir auch den olivengrün, rostrot, braun, grau und weiß gefärbten Schneidervogel, der sich durch die beiden verlängerten Mittelfedern des Schwanzes besonders kenntlich macht. Aus Gärten, Hecken, Schilfdickichten und mittelhohen Waldungen, in denen er, Käfer, Würmer und Raupen sammelnd von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt hüpft, tönt uns sein lautklingendes „Pretti, pretti“ entgegen. Auch auf dem Boden, der ihm reiche Beute an Ameisen und Zikaden verspricht, bewegt er sich mit großer Geschicklichkeit. Seine fast immer emporgesträubten Kopffedern und der gestelzte Schwanz verleihen ihm ein kühnes, kriegerisches Aussehen. Aber, wie sehr häufig, so trügt auch

hier der Schein. Der Schneidervogel ist äußerst gutmütig und harmlos und selbst gegen den Menschen zutraulich. Ohne jede Vorsicht besorgt er in unmittelbarer Nähe seiner Wohnungen die üblichen Tagesgeschäfte. Erst wenn er durch Tatsachen von der Bosheit im Dichten und Trachten des Herrn und Gebieters der Schöpfung überzeugt worden ist, verändert er sein Wesen und sucht jede Begegnung mit ihm scheu und ängstlich zu vermeiden.



Mehr noch, als durch hübsches Aussehen und munteres Betragen, hat der Schneidervogel durch seine Kunstfertigkeit die Aufmerksamkeit der Eingeborenen, Ansiedler und Reisenden auf sich gelenkt. Er gehört zu den wenigen Vögeln, die ihren Schnabel als Pfriemen, Nadel, und Weberschiffchen zu verwenden in der Lage sind. Geschickt weiß er mit Hilfe der Füße die Breitflächen zweier Nachbarblätter eines Baumes gegeneinander zu schieben und, wie unser Bild zeigt, die Ränder auf beiden Seiten mit dem Schnabel zu durchbohren und mittels von ihm selbst gesponnener Baumwollfäden überwendlich zusammenzunähen. In dieser Blatttasche richtet er die eigentliche Kinderwiege her, deren Wandungen aus Pflanzen- und Tierwolle zusammengewoben sind, und deren Brutraum sorgfältig und zierlich mit Pferdehaaren und feinen Pflanzenfasern ausgelegt ist.

Das muß man mit eigenen Augen gesehen haben, um den Kunstsinn und die Fertigkeit des Tieres begreifen und in rechter Weise würdigen zu können. Vielleicht ließe sich mancher bewegen, der früher und oft ausgesprochenen Meinung, daß die Tiere die Lehrmeister der Menschen gewesen wären, beizustimmen.

Der Cistensänger.

11 cm lang.

Der Cistensänger ist ein Allerweltskerl. Spanier, Franzosen, Italiener, Türken, Griechen, Ägypter, Araber, Perser, Indier, Chinesen und Japanesen haben das Vorrecht, sich seiner Landsmannschaft zu rühmen. Die Reis-, Mais-, Getreide-, Luzern-, Klee-, Hanf- und Flachsfelder, die Schilf-, Gras- und Rohrdickichte und die Wiesen der genannten Länder sind seine Lieblingsaufenthaltsstätten, seine Tummel-, Jagd- und Jubelplätze. In Ermangelung dieser Örtlichkeiten nimmt er auch mit Akazien- und Dattelpalmgebüschen fürlieb. Das ist hauptsächlich in Ägypten der Fall.

Die hier aufgezählten Namen deuten schon darauf hin, daß wir's in dem Cistensänger mit einem Vogel zu tun haben, dem das Leben in der Höhe nicht viel Freude bereitet. Und dem ist wirklich so. Er ist ein sehr schlechter Flugkünstler, aber ein desto gewiegterer Kletterer, Hüpfer und Läufer. Rastlos geht es an den Schilf- und Rohrstengeln auf und ab. Flink, wie ein Mäuschen, schlüpft er durch die dichtesten Gras- und Binsenbüschel, läuft die Furchen entlang, erhebt sich flatternd bis zu einer Höhe von zwei bis drei Metern, singt sein „Pink, pink" oder „Zit tit tit" und stürzt dann wieder in das Dickicht am Boden hinab, um sein Spiel von neuem zu beginnen. Dem Menschen gegenüber benimmt er sich äußerst vorsichtig. Und kommt er wirklich durch Unvorsichtigkeit einmal in die Verlegenheit, von ihm überrascht zu werden, so nimmt er zum dichtesten Gebüsch seine Zuflucht, verkriecht sich und rührt sich nicht eher vom Platze, bis sein Verfolger des Suchens und Wartens müde geworden und verschwunden ist. Ganz im Gegensatze hierzu steht das Betragen

des Ciſtenſängers zur Brütezeit. Hat er da das Unglück, in dem Frieden ſeiner Häuslichkeit geſtört zu werden, ſo ſchwingt er ſich empor, umflattert den Eindringling in immer enger werdenden Kreiſen und ſucht durch Schwenkungen, Rufe und Kunſtgriffe verſchiedenſter Art dieſen vom Standorte ſeiner Kinderwiege fortzulocken.

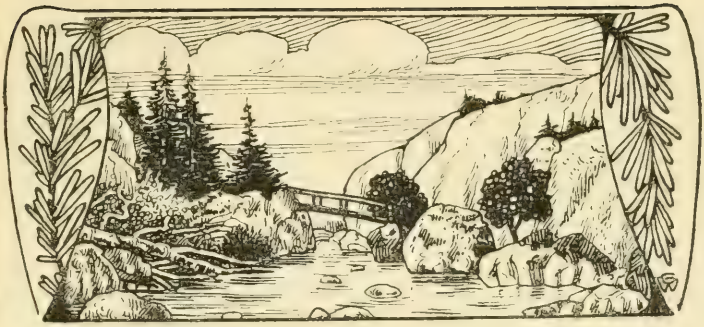
Die Nahrung des Ciſtenſängers beſteht aus Würmern, Käfern, kleinen Schnecken, Spinnen, Raupen und anderen, dem Graſe und

Getreide ſchädlichen Tieren. Unſer Vogel iſt demzufolge nicht nur ein munterer und drolliger, ſondern auch ein ſehr nützlicher Geſelle. Neben ſeinem guten Ruf hat er aber auch noch das Verdienſt, ein vortrefflicher Baukünſtler zu ſein.

Das Neſt, das die Geſtalt eines länglichrunden Beutels hat, iſt aus Tier- und Pflanzenwolle verfertigt und meiſtens zwiſchen einem Seggen- oder Binſenbuſche aufgehängt. Die Außenwandungen ſind von Blättern eingeſchloſſen, deren Ränder mit dem Schnabel durchſtochen und mittels Fäden aus Pflanzenwolle und Inſektengeſpinnſten

untereinander und mit den Neſtwandungen verbunden ſind. Auch die Träger dieſes Kunſtbaues, teils mitverflochten, teils untergeſchoben oder angelegt, ſind durch eine Reihe geſchickt vernähter Fäden mit dem Ganzen verbunden. Während der obere Teil des Neſtes, in dem ſich das runde Eingangsloch befindet, nur zwei Wandſchichten erkennen läßt, entdeckt man im unterſten Drittel, der eigentlichen Brutvorrichtung, drei Schichten. Die hier zwiſchen der äußeren und inneren Wand angebrachte Blumenkronen- und Blätterlage hat den Zweck, die Wärme zuſammenzuhalten und die Tragfähigkeit des Neſtes gerade an dieſer Stelle zu erhöhen.

Der wie auf Sprungfedern ruhende Bau iſt ſo vortrefflich und ſicher angelegt und ſo bequem eingerichtet, daß man bei ſeinem Anblick leicht veranlaßt werden könnte, die braunroten Kinder des gefiederten Schneidermeiſters um das Glück, in demſelben ſchlafen, ſchmauſen und ſchwatzen zu dürfen, zu beneiden.



8. Kasernenbauer.

Vögel, die unter einem gemeinsamen Dache zehn, zwanzig, ja hundert und noch mehr Nester anlegen.

Der Siedelsperling.

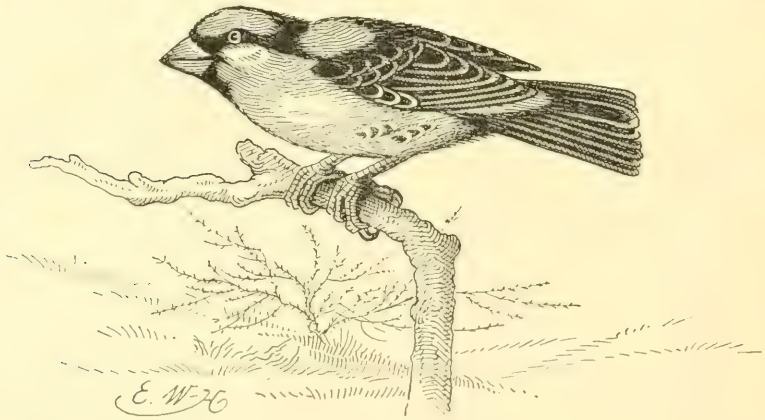
13 cm lang.

Das Innere Südafrikas, dem Geographen und Naturforscher, Fürsten und Völker zivilisierter Staaten in den letzten Jahrzehnten die größte Aufmerksamkeit widmeten, in dem so mancher Held der Wissenschaft Triumphe feierte, aber auch mancher das Opfer seines unersättlichen Wissensdranges ward, ist das Vaterland unseres ersten Kasernenbauers, des Siedelsperlings. Zwischen den Stromgebieten des Kongo, Lualawa und Zambezi und noch weiter südlich befindet sich seine engere Heimat. Dort, wo die Batua ihre bienenkorbartigen, mit Palmenwedeln überdachten Grashütten bauen und in die Erde Höhlen graben, um den Elefanten, Büffel, die Gazelle, Antilope und andere Tiere zu beschleichen und mittels Pfeilen zu erlegen; wo zwischen dichtbelaubten Mangos, buschigen Ölpalmen, gewaltigen Woll- und Brotfruchtbäumen gewandte Affen, Nashornvögel, Papageie, Sporenkuckucke, Bart- und Webervögel ihr munteres Leben führen: dort treibt auch er sein Wesen; dort baut er seine seltsamen, kasernenartigen Familienhäuser, die sich nur dadurch von den Bauten seiner zwerg-

artigen Landsleute unterscheiden, daß sie auf Bäumen, in dem Geäst der Mimosen stehen.

Die Federn im Rückenkleide des Siedelsperlings sind dunkelbraun und schmal hellbraun umrandet. Der Oberkopf ist braun, Kinn und Kehle sind schwarz gefärbt. Der Schnabel hat, wie der aller Spatzen, kegelförmige Gestalt. Die Füße sind sehr kräftig gebaut und mit langen Zehen versehen.

Wir haben in den vorhergehenden Betrachtungen manch Vöglein kennen gelernt, dessen Baugeschick und Kunstfertigkeit alle Anerkennung verdiente; doch etwas so Seltsames und Großartiges, wie es der



Bau des Siedelsperlings nach Anlage, Ausführung und Masse darbietet, haben wir bisher noch nicht zu betrachten Gelegenheit gehabt. Wie unser Spatz aufgrund seiner Charaktereigenheiten und infolge seines gassenbubenmäßigen Benehmens eine Sonderstellung unter allen seinen befiederten Kameraden einnimmt, so steht sein afrikanischer Vetter als Baumeister einzig in der ganzen Vogelwelt da. Die Berichte der Reisenden und Forscher über das Brutgebäude des Siedelsperlings grenzen ans Unglaubliche. Wenn alle übrigen Vögel damit den Anfang machen, die Grundlage des Nestes anzufertigen, so beginnt der Siedelsperling mit der Herstellung eines großen Daches, das er um die Spitze eines Baumstammes anlegt und auf seinen seitwärts gerichteten Zweigen befestigt. Der Hauptbestandteil des Daches sind lange, zähe Grashalme, die so geschickt übereinandergelegt und

zweckmäßig untereinander verflochten sind, daß die Arbeit einem Dachdecker von Fach keine Schande eintragen würde. Von weitem gesehen macht der Stamm mit seinem zeltförmigen Flechtwerk den Eindruck eines halb aufgespannten Riesenregenschirmes. An der Unterseite des Daches legen Hunderte von Siedelsperlingen ihre Nester an, und zwar so, daß immer je drei untereinander in Verbindung stehen. Das mittelste ist unten mit einem Flugloche und mit zwei Seitenöffnungen

versehen, welche die Eingangstüren zu den beiden Nachbarnestern bilden. Der Mittelbau ist demnach also immer nur ein Vorraum für die beiden eigentlichen Bruträume. Nicht selten befinden sich unter einem solchen gemeinsamen Dache fünfhundert und noch mehr bewohnte Nester. Wenn wir nun bedenken, daß diese immer nur einmal zum Brüten benutzt und daß an die abgedankten Nisträume mit dem Beginn einer neuen Brüteperiode immer wieder neue Nester angehängt werden, so können uns die Aussagen der Reisenden, die behaupten, daß der Baum unter der Last einer solchen Sperlingskaserne endlich

zusammenbreche, nicht mehr unglaublich erscheinen. Der Zusammenbruch des Trägers bedeutet jedesmal den Untergang der wunderbaren Vogelstadt. Haus und Hof liegen in Trümmern. Väter und Mütter gehen mit Kind und Kegel auf die Wanderschaft, bis wiederum ein Baum gefunden ist, dessen Stammbildung und Geäst für die Anlage eines neuen Familienhauses geeignet erscheint.

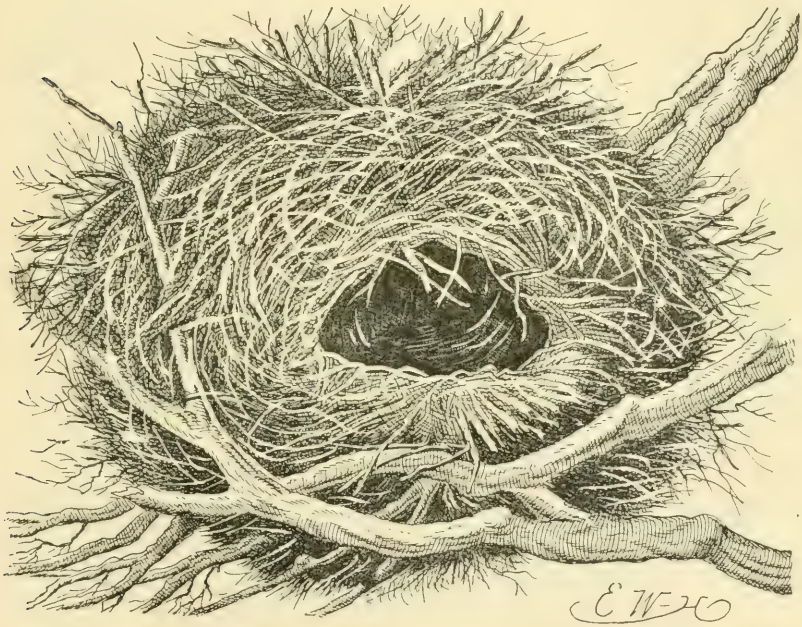
Wieviel Arbeit und Mühe kostet die Herstellung eines solchen Riesenbauwerks! Wieviel Überlegungskraft und Kunstsinn hat die Natur den Tieren verliehen, die solche Bauten auszuführen imstande sind! — Wenn Stürme, die Vorboten heftiger Gewitter und anhaltender Regengüsse, durch die Wälder Südafrikas brausen, die Menschen und Tiere mit Angst und Grauen erfüllen, dann sitzt der Siedelsperling mit seiner Familie sicher unter dem Dache seines Hauses. Aber wenn das Wetter vorüber ist, wenn Bäume und Blumen um ihn her in verjüngter Schöne prangen und seine befiederten Landsleute sich ausgelassen zwischen den Kronen der Palmen und den schlangenartigen Ausläufern der Lianen tummeln, dann bewegen ihn ernstere Gedanken. Er weiß, daß das eben vorübergegangene Wetter in regelmäßigen Abständen wiederkehrt. Darum läßt er's seine erste Sorge sein, das in Sturm und Regen schadhaft gewordene Nest auszubessern, aus dem Dache herausgerissene Grasbündel durch neue zu ersetzen, um es für die kommende Zeit der Not und Gefahr widerstandstüchtig zu machen.

Planmäßiges Handeln, wirtschaftlicher Sinn, Fleiß, Ausdauer und Kunstfertigkeit: fünf Eigenschaften, die den Siedelsperling als hervorragend begabten Vogel kennzeichnen und ihm, auch wenn er ein Fremder ist, unsere volle Zuneigung und Anerkennung gewinnen müssen.

Der Mönchsittich.

27 cm lang.

Die Waldungen, die hin und wieder die unermeßlichen Grasebenen zwischen den Stromgebieten des La Plata, Uruguay und Paraguay wohltuend unterbrechen, und die Gärten, welche die Wohnhäuser der Herdenbesitzer der Pampas umgeben, bilden die Aufenthaltsstätten des zweiten Kasernenbauers, des Mönchsittichs. Wie die



Gauchos mit ihren malerisch um den Körper geschlagenen Ponchos, mit den an den Lenden zusammengeschnürten, langbefranzten Unterhosen und mit den aus ungegerbten Kuhhäuten angefertigten Sandalen unter ihren Mitmenschen als höchst eigenartige Erdenbewohner erscheinen, so erscheint auch der Mönchsittich unter seinesgleichen als durchaus origineller Kauz. Nicht aber seine Bekleidung oder sein Betragen ist es, das ihm das Gepräge eines Sonderlings unter seinen gefiederten Brüdern verleiht, sondern die eigentümliche Art seines Nestbaues.

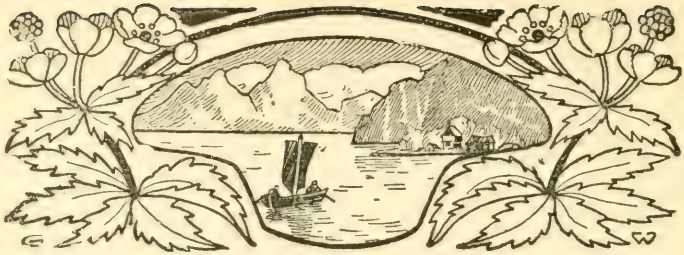
Der Mönchsittich gehört zu der Gruppe der Dickschnabelsittiche. Sein Gefieder ist überaus prächtig gefärbt. Wir finden nicht weniger als zehn verschiedene Farbentöne, unter denen Grasgrün, Indigoblau, Braun und Grau die Hauptrolle spielen, in ihm vertreten. Der Schnabel ist horngelb, das Auge braun, und die Füße sind grau. So hübsch der Vogel ist, so anmutend ist auch sein Benehmen. Seine Beweglichkeit und sein drolliges, gefallsüchtiges Betragen, das ihm den Beinamen „Junge Witwe" verschafft hat, haben ihm nicht nur die Freundschaft der Eingeborenen, sondern auch die Zuneigung aller derer erworben, die ihn zu sehen und näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Neben seinen Vorzügen besitzt er leider auch eine böse Untugend. Er ist, wie alle Papageien, ein sehr gieriger Körnerfresser und fügt der Landschaft, die ihn und seine Familienangehörigen beherbergt, ganz erheblichen Schaden zu. Oft fallen Schwärme von hundert bis zweihundert Stück in die Mais- und Getreidefelder ein und richten hier eine Verwüstung an, die jeder Beschreibung spottet. Es ist darum berechtigt, daß man für derartige Besuche Pulver und Blei in Bereitschaft hält und alle Mittel aufbietet, um die gefräßigen Diebe aus dem bedrohten Gebiete zu verscheuchen. Doch wie viele der ihrigen auch gefangen oder getötet werden, nichts vermag die Überlebenden in ihrem Gewerbe zu stören. Und fliegen sie auch, durch Ruf und Schüsse emporgeschreckt, von dannen, so kehren sie doch bald wieder zurück, um die Plündereien in alter Weise fortzusetzen.

Das Nistgebäude des Mönchsittichs ist stets in dem Zweigwerk hoher Bäume angebracht. Es gleicht äußerlich einem aus Zweigen, Gras- und Getreidehalmen zusammengeflochtenen Haufen, der zuweilen einen Durchmesser von anderthalb bis zwei Metern hat. Der Bau wird von mehreren Paaren gemeinsam angefertigt. Die Männchen sind insoweit dabei betätigt, als sie das Baumaterial zusammensuchen und mit dem Schnabel herbeischaffen. Die Weibchen verarbeiten es. Zuerst stellen sie die Grundlage des Riesenbauwerks her. Bewundernswert ist die Geschicklichkeit, mit der die Tierchen das rohe und spröde Material behandeln. Ein Zweig wird mit dem andern verflochten; hier ein Rütchen umgebogen, dort ein Reiserchen hineingeschoben, so daß das Ganze eine Haltbarkeit besitzt, die erstaunlich ist. Auf der Grundlage errichten die Weibchen die Nistmulden, die mit Eingangsröhren versehen, weich mit Grashalmen gepolstert und end-

lich dicht überdacht werden. Der vollendete Bau gleicht einer riesigen Stachelkugel, bei der alle Reiser mit den dicken Enden nach außen stehen.

Merkwürdig ist die Sprödigkeit und Unzugänglichkeit der Vögel während der Zeit des Bauens. Sie dulden auch nicht die geringste Störung; zeigen sich wütend und ungebärdig, wenn sie beobachtet werden und erheben ein gellendes Geschrei. Wenn die Weibchen brüten, halten die Männchen auf den am weitesten hervorstehenden Zweigen des Nestes treulich Wacht, fliegen ab und zu in die Eingangsröhre, um sich nach dem Befinden der Insassen zu erkundigen und beschäftigen sich außerdem mit der Nachbesserung des durch Zusammentrocknen locker und schadhaft gewordenen Daches.

So anmutend und verlockend auch sonst das Bild traulichen Beisammenlebens auf uns wirken mag, hier wird es durch das entsetzliche Geschrei, das täglich die wunderliche Vogelkaserne umtost, seines bezaubernden Reizes beraubt. Hauswirten und Mietern, denen der muntere Lärm unserer Kleinen lästig und unerträglich ist, wäre zu wünschen, einige Wochen mit jenen südamerikanischen Schreihälsen unter einem Dache zu hausen. Der Jubel und Trubel unserer Kinder würde ihnen dann als Herz und Geist erquickende Musik erscheinen.



9. Plattformbauer.

Sie errichten auf Bäumen, Felsen oder Gebäuden aus dünnen oder starken Ästen ein freistehendes, flaches, kunstlos zusammengefügtes Nest.

Der Fischadler.

56 cm lang.

Es ist Mittag. Die Sonne ist im Begriff, aus ihrer Höhe herabzusteigen. Ihre glühenden Strahlen ergießen sich wie flüssiges Gold über den von Erlen, Birken, Buchen und Weidenbüschen umkränzten See. Malerisch gewundene Ufer umziehen die strahlentrinkende Flut. Sanft gleiten die Wellen über die geheimnisvolle Tiefe und schwatzen mit den Blumen, die das flache Ufer schmücken. Weiße Wölkchen ziehen schweigsam vorüber. Wir sitzen im Schatten einer Birke und schauen wie träumend auf die stille Pracht. Kein Wagengerassel, kein Hufschlag noch Stimmengewirr umtost uns und stört den Frieden der wundervollen Gottesnatur. Hin und wieder nur taucht ein Frosch aus der Tiefe empor, schwinkt sich keck auf das Blatt einer sanft schaukelnden Wasserrose und gurgelt sein seltsam anmutendes Lied in die blühende Welt hinein. Ab und zu rauscht die Flut empor. Ein Fischlein war der Urheber des auffälligen Geräusches. Es schnappte nach der gar zu dreist umherschwirrenden Libelle. Noch haftet unser Blick auf den kleinen Wellen, die, allmählich verschwindend, die Stätte des Überfalles umkreisen. Da plötzlich reißt uns das Bild eines blitzschnell durch die Luft ins Wasser herabschießenden Gegenstandes aus unsern Träumereien. Wir fahren von unserm Ruhesitze empor. Hoch spritzen

die heftig gepeitschten Wassermassen und machen es unmöglich, den Unhold zu erkennen, der, wie durch einen Zauber hervorgelockt, auf der Stätte der Ruhe und des Friedens erschien. Wir verfolgen die geräuschvollen Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit. Das eine ist uns klar: ein Kampf tobt in der Tiefe, ein Kampf auf Leben und Tod. Immer heftiger wogen die Wellen und überschwemmen den Wasserspiegel mit weißem Gischt. Unsere Spannung wächst. Da teilen sich plötzlich die brodelnden Wassermassen. Der triefende Kopf eines Vogels erscheint auf der Oberfläche. Ein Fischadler ist es, der mit seinen gewaltigen Schwingen die Fluten peitscht und alles aufbietet, sich der Fesseln des feuchten Elementes zu entledigen. Doch umsonst; ein Fisch, dessen Rücken seine mörderischen Klauen wie ein paar Zangen umklammert halten, zieht, um Freiheit und Leben kämpfend, ihn gewaltsam zurück in die Tiefe. — Endlich siegt der Mächtigere. Der Schwächere erliegt der Gewalt seines gierigen Feindes. Stolz steigt der Sieger empor und schwebt, die Beute nach sich ziehend, über dem Wasserspiegel dahin, dem jenseitigen Ufer zu, um sie an sicherer Stätte ihrer letzten, traurigen Bestimmung zu weihen. —

Der Fischadler, der ein Verbindungsglied zwischen den Adlern und Weihen ist, hat ein glatt anliegendes, fettiges Gefieder, das oben braun und unten gelblichweiß gefärbt ist. Das hellgelbe, stechende Auge ist von einem schwarzen, bis zur Mitte des Halses herablaufenden Federstreifen eingefaßt. Der Körper des Fischadlers ist weniger groß, wohl aber sehr kräftig gebaut. Die breite Brust schmückt eine schildförmig gezeichnete Federpartie. Am stärksten sind die Füße, deren äußere Zehen vor- und rückwärts gewendet werden können, und die Schwingen entwickelt. Sie überragen im Zustande der Ruhe weit den keineswegs kurzen Schwanz und haben eine Spannung von einhundertsechzig Centimetern.

Der Fischadler ist ein Weltbürger und der gefährlichste Räuber in unsern Gewässern. Man hält es kaum für möglich, daß man ihm dennoch eine gewisse Verehrung angedeihen lassen könnte; und doch ist dem so. Der Nordamerikaner fühlt sich glücklich, in seinem Länderbesitze ein Fischadlerpaar beherbergen zu dürfen. Ihn beseelt derselbe Glaube, der Herrn Gevatter Langbein gestattete, Jahrhunderte hindurch im Trüben zu fischen; bis man endlich hinter seine Schliche und Teufelsstreiche kam und sich's angelegen sein ließ, ihm den Brotkorb

höher zu hängen. Der Fischadler ward bei uns längst als derjenige erkannt, der er ist, und dementsprechend behandelt. Mancher fiel dem sicheren Rohre des Teichwächters, Seepächters und Waidmannes zum Opfer oder verendete zwischen der eisernen Zange des Tellereisens, das man, mit Köder versehen, unter der Oberfläche beziehlicher Gewässer verbarg. Es ist begreiflich, daß infolge der anhaltenden Nachstellungen die Heere dieser allgemein bitter gehaßten Räuber unserer Gewässer allmählich zusammenschrumpften, und daß die wenigen Paare, die heute noch zum Ärger der Fischzüchter in unsern Gegenden hausen, vorsichtig und scheu werden mußten. Eines Fischadlers ansichtig oder seiner gar habhaft zu werden, gehört heutzutage in den meisten Gegenden unsers Vaterlandes zu den Seltenheiten.

Seinen gefiederten Brüdern gegenüber, ganz gleich, welcher Gattung und Art sie angehören, verhält sich der unter den Fischen so boshaft wirtschaftende Raufbold äußerst friedfertig. Auch im Verkehr mit anderen, ihm an Kraft und Gewandtheit nachstehenden Tieren, benimmt er sich als durchaus vertrauenswürdiges Geschöpf. Nur den Fröschen macht er bisweilen die Hölle heiß, aber auch nur dann, wenn seine Jagd- und Streifzüge anders vollständig erfolglos waren.

Der Horst des Fischadlers steht, wenn nicht Argwohn oder besondere Vorkommnisse die Bauenden andere Dispositionen treffen heißen, immer in den Wipfelzweigen eines Baumes, der alle andern Bäume der Umgebung überragt und somit eine freie und weite Aussicht nach allen Richtungen hin gestattet. Wenn nicht anders, so erkennt man einen solchen Horstbaum schon von weitem daran, daß er fast vollständig vertrocknet und entblättert ist. Der Baum stirbt nämlich infolge der Einwirkung des ätzenden Geschmeißes ab. Wer nicht gerade eine sehr schlechte Nase hat, kann die Heimstätte einer Fischadlerfamilie aber auch schon in bedeutender Entfernung an dem widerlichen Geruche erkennen. Wie die Alten, so verzehren auch die Jungen nur immer die besten Teile der zugetragenen Beute. Die Reste bleiben auf dem Rande des Horstes liegen oder werden hinunter an den Fuß des Nistbaumes geworfen, wo sie dann unter wenig angenehmen Gerüchen in Verwesung übergehen.

Der Horst gleicht einem Haufen wild durcheinander geworfener Knüppel. In dem Unterbaue befinden sich Prügel, die bisweilen einen Durchmesser von vier bis sechs Centimetern haben. Diese fallen,

abgesehn von ihrer Länge und Dicke, auch noch dadurch auf, daß sie unbeschalt sind. Sie sind von den Baumeistern meistens aus dem Wasser gefischt und mit den Krallen zur Baustätte geschleppt worden, wobei die schon losgefaulte Rinde abgerissen wurde. Der Oberbau besteht aus dünneren, etwas sorgfältiger übereinandergelegten Zweigen. In ihm befindet sich die aus Schilf, Gras, Wasserpest,

Moos, Stroh und anderen ähnlichen Stoffen hergerichtete Nistmulde. Der Durchmesser eines solchen Fischadlerhorstes beträgt einen Meter. Die Höhe richtet sich nach seinem Alter. Wie der Storch, der Star, die Schwalbe und viele andere Vögel, so nimmt auch das in einer Gegend eingebürgerte Fischadlerpaar alljährlich wieder von seinem Horste Besitz. Das Nest des vorigen Jahres bildet dann den Unterbau, der mit einer neuen Lage dünner Zweige und mit Stoffen überdeckt wird, die eine zweckentsprechende Lagerstätte für die zwei bis drei großen, weißschaligen, schieferblau und rot punktierten Eier bilden.

Das so mehrere Jahre hintereinander benutzte Brutgebäude kann eine Höhe von zwei bis vier Metern erreichen.

Wenn wir sonst Gelegenheit nahmen, für das schwächere Geschöpf neben uns um Schonung zu bitten, so müssen wir hier leider der allgemeinen Stimmung, welche die Vernichtung des nimmersatten Fischräubers will, Folge geben. Vom Standpunkte des Naturfreundes aus können wir uns hierbei allerdings eines gewissen mitleidigen Gefühles nicht erwehren. Wir erkennen in dem Fischadler nicht nur den Feind unserer See-, Teich- und Flußwirtschaften, sondern ein Wesen, das auf Grund körperlicher Schönheit und durch Eigenart der Lebensweise Interesse erweckt und der Gegend, der es von der Natur zuerteilt wurde, einen hohen Reiz verleiht. — Verfolge man den Fischadler, wie er es verdient, aber suche man nicht ein besonderes Verdienst darin, das schöne Tier vollständig bei uns auszurotten.

Der Jagdfalke.

60 cm lang.

Herrlichkeit, unbeschreibliche Herrlichkeit ringsum. Alles erscheint wie in dunkles Rot getaucht, das hin und wieder von gold-, silber- und hellrosafarbenen Streifen malerisch durchzogen ist. Weit im Norden schaukelt sich, einer allmächtigen Goldkugel gleich, die Sonne in der wie mit feurigen Blüten bestreuten Wogenwiege. Düstere Wolkenmassen mit orangegelben Säumen ziehen schwerfällig vorüber. Der Horizont erstrahlt in wunderbarem Purpurlichte, das durch ein verschiedenartig abgetöntes Violett in ein durchsichtiges, tiefes Blau übergeht. Über diesem Bilde voll hinreißenden Zaubers schweben große, wie aus silbernen und goldenen Perlen zusammengesetzte Lichtringe, sogenannte Nebensonnen. Die schneegekrönten Bergspitzen machen den Eindruck kühner, gigantischer Kunstbauten aus purem Golde. Einen herrlichen Anblick gewähren die von purpurnem und orangegelbem Feuer überfluteten düsteren Felsenwände, welche die unzähligen Buchten und Einschnitte des Meeres umschließen. — Das ist das Bild einer hochnordischen Landschaft im Lichte ihrer niemals oder nur auf einige Minuten unter den Horizont sinkenden Sommer-

sonne. Jedenfalls sind diese unvergleichlichen Naturschauspiele ein Hauptmoment, in dem die grenzenlose Liebe, die den Nordländer mit dem heimatlichen Boden verknüpft, ihre Erklärung findet. Aber auch noch andere Dinge, die uns freilich weniger verlockend erscheinen, fesseln ihn an die harte Scholle, auf der er das Licht der Welt erblickte.

Eine der verlockendsten und fesselndsten Erscheinungen seiner Heimat ist die Zwangslosigkeit, mit der er seine Tage als Familienoberhaupt, als Renntierherdenbesitzer, Jäger oder Fischer dahinbringen darf. Neidlos auf die zivilisierte Welt blickend, sitzt er mit Kind und Kegel, ohne sich auch nur einmal zu waschen oder zu kämmen, in seiner halb in der Erde vergrabenen, mit Holz und Rasenstücken überdachten Hütte, trinkt mit Wollust den gärenden Seehundstran und atmet mit Wohlbehagen den Qualm ein, der in dicken Wolken in seinem Räuchersalon umherwirbelt. Nur mit dürftigen Waffen ausgerüstet, unternimmt und besteht er den Kampf gegen den gefürchteten Bären. In einem Boote sitzend, mit dem wir nicht einmal eine größere Regenpfütze zu überfahren wagten, trotzt er den tosenden Wogen des nordischen Meeres. Das alles sind Dinge, die ihn unwiderstehlich fesseln. Er achtet weder Wiesen- noch Waldespracht. Die lieblichen Weisen unserer Waldvögelein sind ihm fremd. Kein Storch- oder Schwalbennest grüßt traulich von seinem Dache hernieder. Das rührt ihn nicht und stimmt ihn nicht traurig. Sein Heimatland ist das schönste auf der Welt, und keine Macht der Erde vermag seine Liebe zu ihm zu erschüttern. Ein Landsmann dieser nach unseren Begriffen so seltsam gearteten Menschenkinder ist auch ein Vogel, der ehemals so geschätzte und viel begehrte Geier- oder Gierfalke, dem die nachfolgende Schilderung gewidmet sein soll. Wie sein berühmter Vetter, der isländische Falke, so lebt auch er seit Jahrtausenden in jenen von eisigen Stürmen durchwehten Erdstrichen und hängt mit unversiegbarer Liebe und unverbrüchlicher Treue an ihnen. Ihn entzückt zwar weder das Bild eines wunderprächtig gefärbten Himmels, noch fesseln ihn die glücklichen Zustände unbeschränkter Zwangslosigkeit, sondern allein die Vogelschwärme dieser Gegenden. Sie sind für ihn der Inbegriff alles Guten und Begehrenswerten. Nirgends erscheint ihm die Erde darum schöner, und nirgends gestatten die Verhältnisse, ein gemütlicheres und bequemeres Leben zu führen, als hier. Hier findet

er stündlich einen reich gedeckten Tisch, hier geht's ihm wohl, hier ist sein Vaterland. Hier steht kein Jäger im dichten Buschwerke und richtet das mörderische Rohr auf ihn, wenn er sich in die Lüfte erhebt, um unter die Möwen, Lummen, Alken, Gänse, Enten und Lunden zu stoßen, die zu Hunderttausenden die Klippen und Felsen am Strande des Meeres bedecken. Hier steht kein Baum oder Strauch, der ihn im Fluge hindert und ihm das Erjagen des Schneehuhns oder sonst eines schätzbaren Landwildes erschwert. Hier ist er der alleinige, freie Beherrscher der Lüfte, dessen Kraft, Klugheit und Gewandtheit sich alle Schwächeren willenlos beugen müssen. Wie sauer würde es ihm werden, bei uns seinen fast immer knurrenden Magen mit begehrenswerter Kost zu befriedigen.

Das Verbreitungsgebiet des Geierfalken sind die Küstenländer im Norden Asiens, Rußlands und Skandinaviens. Auf den steilen, zerklüfteten Felswänden, welche die vogelreichen Buchten des nordischen Meeres umschließen, siedelt er sich am liebsten an, ohne jedoch auch andere Stätten im Innern des Landes gänzlich zu verschmähen, denn auch hier lebt manches Tier, das ihm einer Verfolgung und des Erjagens wert erscheint. Wenn aber der kurze Sommer vorüber ist, und die eisigen Nordwinde über die nur mit dürftig entwickelten Pflanzen bedeckten Fluren brausen, dann erstirbt alles Leben. Der Winter hüllt die Erde in ein weißes Leichentuch, überspannt die Gewässer mit undurchdringlichen Eisdecken und bereitet eine Öde, die grauenvoll und entsetzlich ist. Zwergbirke, Kiefer, Pinie, Weißtanne und Zwergwachholder, Binsen, Gräser, Flechten und Moose schlummern unter einer meterhohen Schneedecke. Lemming, Eichhörnchen, Wurzelmaus und andere Nager, denen jene Pflanzen kärgliche Nahrung spendeten, wandern südwärts oder halten, unter der Schneedecke und in Erdgängen verborgen, ihren Winterschlaf. Dann treibt's auch den Geierfalken auf die Wanderschaft. Er folgt den Zügen der Seevögel und gelangt nicht selten bis zu den Gewässern Großbritanniens, Dänemarks, Norddeutschlands und Südrußlands, durchstreift hier Feld, Wiese und Wald und versucht sich in der Jagd auf Fasanen, Enten, Reb- und Birkhühner und verschont selbst unser Eichhörnchen und den Meister Lampe nicht. Dann haben wir Gelegenheit, den stattlichen Sohn des Nordens zu sehen und zu bewundern. Das Federkleid ist oben graublau und schwarz gebändert. Die Unterseite hat eine gelb-

lichweiße Färbung und ist mit dunkleren Längs- und Querstreifen gezeichnet. Der Kopf ist dick, der Hals kurz. Der Schnabel ist vom Grunde ab gebogen, mit einem scharfrandigen Zahne versehen und endigt in einem stark nach unten gebogenen Haken. Die Fänge sind groß, ihre Zehen mit äußerst scharfen, kräftigen Krallen bewaffnet. Wunderbar ist das Auge in bezug auf Größe, Farbe und Glanz beschaffen. Man kann sich kaum etwas Schöneres und Lebhafteres in dieser Hinsicht denken.

Wie alle Jagdfalken, so zeichnen sich auch die Geierfalken durch edle Gestalt, vornehme Haltung, ritterliche Tugenden und einen gewissen Adel der Gesinnung aus. Wenn wir den Gold- oder Steinadler auf Grund seiner überlegenen Kraft als den König der Vögel bezeichnen, so sind die Jagdfalken als ihre Edelinge aufzufassen. Als geborene Aristokraten verachten sie die Plebejer und vermeiden jeden engeren Verkehr mit ihnen. Ihre Beziehungen zu den niedrig geborenen Brüdern haben nur deren vollständige Ausbeutung zum Zweck. Wie die Volksedlen in alten Zeiten, so ziehen auch sie im Lande raubend und plündernd umher und rasten nicht eher, bis sie die mächtigere Faust überwältigt und schonungslos an den Galgen knüpft. Wie jene, so huldigen auch sie im gesättigten Zustande dem Vergnügen des Spielens, Schlafens oder geistlosen Hinbrütens. Was ihnen der hohe Norden mit seinen dummen Lummen gestattet, das suchen sie dem Süden mit seinen aufgeklärteren Bewohnern abzutrotzen. Die Geierfalken sind Räuber in des Wortes vollster Bedeutung, offenbaren aber bei der Verrichtung ihrer blutigen Geschäfte eine Klugheit und einen Anstand, die uns das Gefährliche ihres Wesens vergessen lassen und uns zur Bewunderung ihres Lebens und Wirkens hinreißen. — Hoch aufgerichtet sitzen sie auf ihren Ruheplätzen. Plötzlich streichen sie, durch einige schnell aufeinanderfolgende Flügelschläge in Bewegung gesetzt, in einer Entfernung von dreißig bis sechzig Metern über den Boden hin, erheben sich ruck- oder stoßweise zu kaum absehbarer Höhe und umsegeln hier in großen Kreisen das weit unter ihnen liegende Jagdgebiet. Nichts entgeht dabei ihrem scharfen Auge. Sobald sie einer Beute in der Luft, auf dem Boden oder auf einem Baume ansichtig werden, strecken sie die Fänge nach vorn, legen die Flügel an den Leib und schießen mit einer Schnelligkeit in die Tiefe hinab, die kaum eine klare Auffassung ihres Körpers

gestattet. Ein solches Schauspiel gewährt, selbst wenn es einem unserer gefiederten Hausgenossen gilt, einen überaus stolzen Anblick.

Die Geierfalken bleiben niemals lange auf der Stelle sitzen, auf der sie ein Tier erbeuteten, sondern suchen, das Opfer in den Krallen tragend, einen Ort auf, der weite Umschau gestattet. Hier rupfen, enthäuten und vertilgen sie ihre Beute.

Der Horst des Geierfalken ist sehr umfangreich und äußerst flach. Der Lebensweise des Tieres entsprechend, finden wir ihn meistens in den Spalten und Höhlen schwer zugänglicher Felswände oder auch auf Bäumen in der Nähe des Meeres angelegt. Sein Unterbau besteht aus starken Ästen, die vom Männchen und Weibchen in den Krallen herbeigeschleppt werden. Der Oberbau ist aus dünneren Zweigen zusammengesetzt und umschließt die mit Moos, Flechten, Federn, Binsen und anderen weichen Gegenständen gepolsterte Nistmulde. Oft bemächtigt sich der Geierfalke des Nestes eines der gefährlichsten Vogel-, Wild- und Nesträuber der nordischen Gegenden, des Kolkraben. Wenn man sonst findet, daß sich Pack schlägt und wieder verträgt, so trifft das zwischen diesen Mordgesellen nicht zu. Der Geierfalke und der Kolkrabe sind unversöhnliche Feinde. Einer verfolgt die Hantierungen des anderen mit neidischen Blicken. Wo sie einander begegnen, führt es zur Balgerei, die häufig mit einer beschämenden Niederlage des stolzen Geierfalken endigt. Was dieser an Fluggeschwindigkeit und Gewandtheit besitzt, hat jener an List, Vorsicht und Ausdauer aufzuweisen.

Schon in uralten Zeiten wurden Edelfalken für die Jagd auf Rehe, Füchse, Gemsen und Hasen, Reiher, Kraniche, Trappen, Fasanen, Feldhühner, Wildgänse, Enten, Tauben, Brachvögel, Kiebitze, Krähen, Stare, Drosseln und Lerchen abgerichtet. Auch der Geierfalke spielte als Beizvogel eine hervorragende Rolle und stand infolge dessen in sehr hohem Werte. Im Mittelalter gehörte es zu den vornehmsten Vergnügungen auch der Damen, mit abgetragenen Falken zur Jagd auf Federwild auszureiten. Könige und Edelinge betrachteten es als ein besonderes Vorrecht, die Falkenbeize betreiben zu dürfen und verschwendeten für Unterhaltung ihrer Falknereien oft ganz ungeheuere Summen. Von Franz dem Ersten in Frankreich wird berichtet, daß er dreihundert Falken besaß, die unter der Aufsicht und Zucht eines Oberfalkenmeisters standen, dessen Anordnungen und Befehlen sich

fünfzehn Edelleute und fünfzig Falkner fügen müßten. Wie hoch ein einzelner Jagdfalke im Werte stand, erfahren wir aus der historischen Tatsache, daß Philipp August von Frankreich für einen Falken, der ihm bei der Belagerung von Akkon fortflog, den Türken ohne besondere Forderung tausend Goldstücke bot.

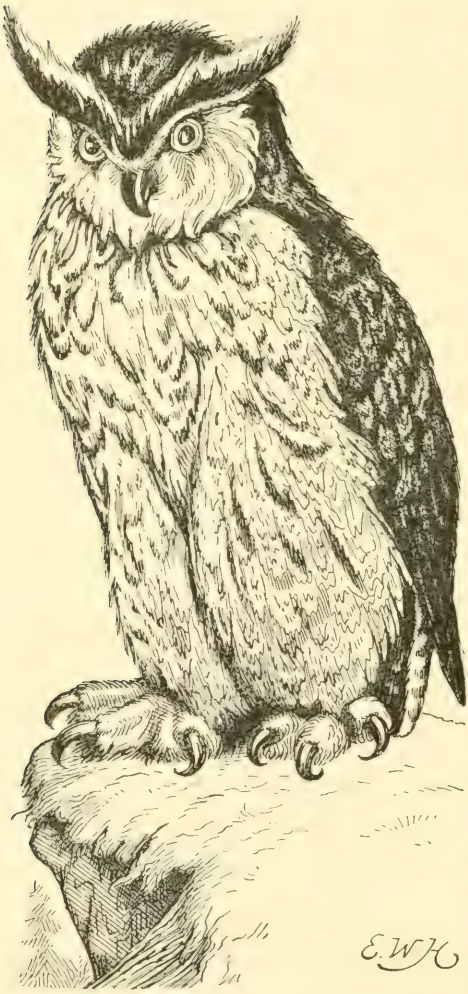
Unsere Zeit, in der Dampf, Elektrizität, Pulver und Blei eine Hauptrolle spielen, hat für derartige abenteuerliche Vergnügungen keinen Sinn. Nur noch in Flandern, einigen Orten Englands und in Asien und Afrika betreibt man die Falkenbeize. Ob der Verfall dieser Art der Jagdausübung bei uns zu beklagen ist, lassen wir dahingestellt sein. Der Geierfalk und seine edlen Raubgenossen, die, wie wir, ein Recht am Leben und an der Freiheit haben, fühlen sich jedenfalls wohler unter den Verhältnissen und Zuständen unserer Tage.

Möge die Falkenbeize eine Ruine sein, die aus den Tagen der Vergangenheit, umwunden von einem üppigen Kranze tief empfundenen Sagens und Singens, in unsere, bei manchen Leuten so sehr verrufene Zeit herüberstarrt, so ist sie andererseits doch auch ein Denkmal mittelalterlicher Roheit und Gefühllosigkeit gegen Wesen, die wir zwar zu töten, aber nicht zu quälen berechtigt sind.

Der Uhu.

70 cm lang.

Der Uhu, der in dem geheimnisreichen Zeitalter des Hackelbergers oder wilden Jägers als Nonne Turtursel eine hervorragende Rolle spielte, der bei den alten Griechen als der verwünschte König der Nacht gefürchtet und gefeiert ward, unterscheidet sich von den Tagvögeln durch sein großes, halbkugelförmiges, gegen das Licht sehr empfindliches, mit einem strahligen Federkranze umgebenes Auge, das eine schöne, goldgelbe Farbe hat und rot gerändert ist. Der Schnabel ist dunkel blaugrau, hakig gekrümmt, ungezähnt und an der Wurzel mit einer Wachshaut versehen, die von einem Borstenfederbüschel überdeckt ist. Der Kopf ist, wie der ganze Körper, mit lockeren, aber dennoch sehr dicht liegenden Federn bekleidet und ähnelt mit seinen Glotzaugen nicht wenig dem Kopfe unserer Hauskatze. Oberhalb der Öffnungen der inneren Gehörgänge stehen zwei schwarze, an der Innenseite gelb eingefaßte Federbüschel, Ohrbüschel oder Federohren genannt, die dem Kopfe nicht nur ein stattliches und trotziges Ansehen geben, sondern auch die Empfindlichkeit des Ohres erhöhen, und zur Übermittlung auch des leisesten Geräusches beitragen.



Das Kleid des Uhus ist sehr reich und besteht aus schwarz geschafteten, quer gestreiften, gewellten, oben abgerundeten Federn. Auf der Oberseite ist es dunkelrostgelb und schwarz geflammt, an der Kehle gelblichweiß und an der Unterseite rostgelb und mit unterbrochenen, schwarzen Längsstreifen versehen. Das ganze Gewand macht einen äußerst seltsamen Eindruck und verleiht dem Besitzer, der in Wirklichkeit durchaus schlank und wenig fleischig ist, ein recht behäbiges Aussehen. Die Flügel sind verhältnismäßig lang, wogegen der Schwanz kurz ist und wie abgeschnitten erscheint. Die Beine sind sehr kräftig, mittelhoch und stecken in einer dichten, pluderigen Federhose. Die Fänge sind mit blaugrauen Schildern bedeckt und mit stark gekrümmten, ungemein scharfen Krallen bewaffnet. Die äußere der drei Vorderzehen kann, wie beim Kuckuck, willkürlich nach hinten gewendet werden und gestattet eine vielseitige Verwertung des Fußes beim Sitzen und beim Ergreifen, Festhalten und Zerreißen der Beute, ohne aber eine Handhabe fürs Klettern zu gewähren.

Wenn man auch so viel wie möglich für die Ausrottung des Uhus Sorge getragen hat, so findet er sich dennoch nicht nur in Österreich, Griechenland, der Türkei, Italien, Spanien, Frankreich, Skandinavien, Nordafrika und Asien, sondern auch in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, und zwar überall da, wo ihm düstere Waldungen, zerfallene Bauwerke und unzugängliche Bergpartien ein sicheres Obdach gewähren. Baumlöcher, Mauer- und Felsspalten erwählt er als Schlupfwinkel und richtet sich in ihnen seinen Stamm- und Familiensitz ein, der oft Zeuge liebreicher Handlungen, aber auch Schauplatz grausamer Taten und blutiger Auftritte ist.

Mit zurückgelegten Federohren und glatt angedrücktem Gefieder, das ihn nur schwer von den Dingen seiner Umgebung unterscheiden läßt, schaut er mit zum größten Teile geschlossenen Augen hinaus auf das zu den Füßen seiner Raubburg sich weit ausbreitende Jagdrevier. Einem Rinaldo Rinaldini gleich, ruht er am Tage die müden Glieder, um während der Nacht durch Heulen, Kreischen, Kichern, Knappen, Klappern, Fauchen, Zischen und Schreien die Ruhe und den Frieden seiner Umgebung zu verscheuchen und durch Plünderung, Mord und Raub das Glück vieler Tierfamilien rücksichtslos zu zerstören. —

Er tötet und verzehrt selbst Gänse und verschont auch den eigenen Stammesbruder nicht, wenn ein solcher ihm irgendwo in den Weg kommt. Im Fluge erhascht er Schlangen, packt er Maulwürfe und Feldmäuse, die sich aus ihren Erdhöhlen hervorwagten, um in den Furchen des Ackers, zwischen duftenden Blüten und rauschenden Halmen eine Mondscheinpromenade zu machen.

Es ist klar, daß der Uhu seiner Schandtaten halber bei den Tieren wenig beliebt ist. Den Tagvögeln ist er ein Dorn im Auge. Wehe ihm, wenn er von einem zufällig in seinem Schlupfwinkel entdeckt wird. Bald lockt dieser eine ganze Herde seinesgleichen zusammen und unter heidenmäßigem Lärmen, Schelten, Zanken und Toben zerren sie ihn bald hierher, bald dorthin, ohne dabei in den Bereich seines knappenden und fauchenden Schnabels zu kommen. Zaunkönig, Zeisig, Fink, Grasmücke, Spatz, Krähe, Rabe, Elster, Sperber, Habicht, Weihe und alles, was sonst noch des Weges kommt, pufft, stößt, beißt, zupft und zerrt an ihm herum und sucht sein Mütchen an ihm zu kühlen.

Dies Verhalten der Tagvögel gab Anlaß zur Erfindung der Krähen- oder Uhuhütte. Diese wird aus alten Brettern und Holzstangen zusammengesetzt und mit grünen Zweigen und Rasenstücken so überdeckt, daß sie das Aussehen eines dichten, natürlichen Buschwerks hat. Am besten steht diese Hütte auf einem freien Platze am Waldessaume oder auf dem Felde. In einer Entfernung von zehn bis zwanzig Schritten vor der Hütte wird eine kräftige, weithin sichtbare Stange errichtet, die oben mit einem Querholze versehen ist. An dieses fesselt der Weidmann einen Uhu derartig, daß ihm Spielraum zum Herumflattern gegeben ist. Er selbst aber nimmt, die Flinte in Bereitschaft haltend, Aufstellung in der Hütte.

Sobald die Vögel des nächtlichen Räuberhauptmanns ansichtig werden, fallen sie wütend und unter lautem Geschrei über ihn her. Meistens kommen zuerst die fürwitzigen Krähen und stechen auf ihn los; bald aber erscheinen auch Sperlinge, Bussarde und Weihen; ja selbst der schlaue Habicht erscheint, dem gefesselten Gegner Püffe und Stöße zu versetzen. Die kleineren Vögel erheben bei jedem erfolggekrönten Angriffe ein weitschallendes Jubelgeschrei, das dem Uhu unangenehmer als ein Schlag mit Fängen und Schnabel ist. — Der in der Krähenhütte postierte Weidmann hat hierbei die beste Ge-

legenheit, einen Räuber nach dem andern aus der Luft zu schießen. Keiner achtet in dem Eifer des Streites des Aufschreies eines tödlich getroffenen Bruders. Die Wut gegen den Uhu macht sie für alle anderen Erscheinungen taub und blind.

Daß der schlechteste Charakter nicht ohne jede bessere Regung ist, beweist uns auch der Uhu. Er ist trotz seiner Raubgier und Mordlust nicht bloß ein treuer Gatte, sondern auch ein äußerst liebevoller und zärtlicher Vater.

Die Brutstätte oder den Horst legt der Uhu in den seltensten Fällen selbst an, sondern übernimmt gewöhnlich das verlassene Erbe eines andern Plattformbauers. Findet er einen solchen Bau in einem auch noch so liederlichen Zustande vor, so kümmert er sich doch wenig um dessen Ausbesserung. Frau Uhu bestreut und polstert ihn mit einigen Blättern, Moosstückchen und Halmen und legt etwa Mitte März zwei bis drei rundliche, weißschalige Eier in die flache Nistmulde. Sobald die Jungen ausgeschlüpft sind, empfangen sie alles das, was die Eltern genießen; und die kleinen Fresser fühlen sich recht wohl dabei. Der Tisch wird ihnen täglich so reich gedeckt, daß sich von den erübrigten Brocken eine ganze Familie zu sättigen imstande ist. Wir wünschen ihr gesegneten Appetit und beneiden sie keineswegs um die seltsam duftenden Portionen ragoutartiger Hasen-, Ratten-, Enten-, Schlangen- und Mäusereste.

Das Verdauungsvermögen des Uhus entspricht seiner maßlosen Mord- und Freßlust und erregt unser Erstaunen. Sein Magensaft zersetzt in kürzester Zeit ganz verschlungene Tiere. Haare, Knochen oder Federn scheidet er aus. Sie werden als Gewölle an bestimmten Orten unter den drolligsten Bewegungen ausgespien. Seinen Durst löscht der Uhu mit dem warmen Blute getöteter Tiere.

Was der kluge Frosch erzählt.

Gestern saß ich still im Grase,
Putzte Mäulchen mir und Nase,
Da erschien ein weißer Mann,
Sah mich an und sagte dann:
„Fröschlein, komm mal näher!“

Seinen langen roten Schnabel
Schwang der Mann wie eine Gabel,
Setzte keck sein Stelzenbein
In den Ampferbusch hinein,
Der mich vor ihm deckte.

Lüstern zeigte er die Zunge,
Hob die Flügel dann zum Schwunge,
Schlug mit ihnen einen Reif
Wie der böse Vogel Greif,
Daß es mich erschreckte.

Als er wild die Augen rollte,
War mir's deutlich, was er wollte.
Mit Juchheissa und Juchhe
Sprang ich in das Schilf im See,
Wo ich mich versteckte.

Lange noch sah ich ihn stehen,
Sah ihn auf- und niedergehen
Bald im Schritte, bald im Trab.
Endlich flog er klappernd ab,
Der infame Peter.

Weißt du, wie es mir ergangen,
Wenn der Bursche mich gefangen?
Kalten Herzens, keck und dreist
Hätt' er meinen Leib verspeist,
Ohne mich zu fragen.

Aber nein, für diesen Toren
Hat die Flut mich nicht geboren!
Muß ich sterben, dann geschehʼs
In dem Wogenbett des Sees. —
Der soll mich nicht haben!

Gevatter Langbein.

Juchhei, didldei! Jetzt kommt er, der langersehnte Frühlingsbote, der Freund der Mädchen und Buben in Dorf und Stadt. In malerischen Schwenkungen umsegelt er das liebe alte Heimatdorf, um sich in einer nach unten auslaufenden Schneckenlinie dem schon vor Jahren eingerichteten Horste auf dem Dachfirst zu nähern und unter lustigem Geklapper in Besitz zu nehmen.

Freundlich schaut er mit seinen hübschen braunen Augen, die von einem schwarzen Federrahmen eingefaßt sind, in den Hof hernieder, um die kleine Dorfgesellschaft zu begrüßen, die ihm lärmend und lachend die Hände zum Willkommen entgegenstreckt.

Dann beäugelt und prüft er das Nest. Der Schnee, der während des Winters auf ihm lagerte, hat es arg zusammengedrückt. Die Nordstürme haben es empfindlich gerüttelt und manch Baustück aus seinem Verbande gezerrt und auf den Boden geworfen. In seinem Innern liegen alte Stiefel, Holzpantoffeln, Mauersteine und dicke Prügel, die durch geschickt gezielte Würfe übermütiger Dorfbuben hineinbefördert wurden. Das alles aber vermag Herrn Gevatter Langbein die gute Laune nicht zu verderben und seine Freude am Dasein in der geliebten Heimat zu beeinträchtigen. Unverdrossen geht er an die Ausbesserung, wirft hinaus, was nicht hinein gehört, ersetzt, was fehlt und rückt und schiebt zurecht, was nicht an richtiger Stelle sitzt. Jedenfalls darf er sich von seinem Weibchen, das einige Tage später erscheint, nicht den Vorwurf machen lassen, daß der Horst zu unordentlich und einer hochedlen Frau Langbein unwürdig sei.

Während der beschwerlichen Instandsetzung des Horstes versäumt Gevatter Langbein nicht, sich auch angenehmeren Beschäftigungen hinzugeben. Schon am ersten Morgen nach seiner Ankunft

sehen wir ihn auf der Wiese herumstolzieren, um den noch nicht lange aus dem Winterschlafe erwachten, in seliger Lenzeslust musizierenden Fröschen seinen ersten Besuch zu machen. Unbeweglich, wie angewurzelt, den Schnabel hieb- und stoßbereit, steht er am Ufer des Weihers, jedem Patschfuße Tod und Verderben drohend, der sich im Rausche der Frühlingswonne unvorsichtig in seine Nähe wagt. Auch den Maulwürfen, Mäusen, Ringelnattern, Blindschleichen, Eidechsen und Schnecken, die, geweckt durch die warme Frühlingssonne, zu neuem Leben erwachten, sucht er sich in aller Form vorzustellen und ihnen in rücksichtslosester Weise begreiflich zu machen, wie er sich ihnen gegenüber zu verhalten gedenke. Ein weithin schallendes Klappern besiegelt die Festigkeit seines Entschlusses und gibt der schwächeren Kreatur das Zeichen zum Beginn eines Kampfes, der im Verlauf von fünf Monaten Tausende und aber Tausende der allerdings lästigen Geschöpfe als Opfer fordert. An keinem Orte und zu keiner Tageszeit sind sie sich von jetzt ab mehr sicher vor dem gewaltigen Schnabel ihres Gegners. Von früh bis spät steht er auf der Lauer oder durchmißt in majestätischen Schritten, gierig suchend und spähend das zu seinem Heimbezirke gehörige Jagdgebiet. Nur während der Nacht und in der heißen Mittagszeit, wenn der Gefürchtete im Horste der Ruhe pflegt, herrscht Waffenruhe.

Etwa acht Tage hat das Strohwitwerleben Gevatter Langbeins gedauert, da erscheint die Gattin. In gewaltigen Schraubenlinien umkreist sie den Horst, in dem der Gatte sehnsüchtig ihrer Ankunft harrt. Sobald er ihrer ansichtig wird, gebärdet er sich wahrhaft ergötzlich. Ausgelassen hüpft er im Übermaße seines Glückes im Horste herum, umtanzt ihn in drolligen Sprüngen, nickt, klappert, verbeugt sich, schlägt wie besessen mit den Flügeln und sucht durch allerhand unbeschreibliche Bewegungen der Geliebten zu bezeugen, wie herzlich er sich über ihr Dasein freue.

Auch die Gattin ist hochbeglückt, nach langer, gefahrvoller Reise daheim zu sein. Kaum hat sie sich häuslich niedergelassen, so nähert sie sich dem Gatten mit Liebkosungen und Zärtlichkeitsbeweisen mancherlei Art. Sie versäumt nicht, ihm den Dank zu zollen, den Liebe, Treue und Fürsorge zu fordern berechtigt sind.

Nachdem sich der Rausch der Freude des Wiedersehens etwas gelegt hat, schreitet Frau Langbein zur gründlichen Untersuchung des

Horstes. Wenn sie auch die Vorarbeiten ihres Gatten mit Befriedigung erfüllen, so findet ihr an häusliche Ordnung und Sauberkeit mehr gewöhntes Auge doch noch manches, was unbedingt der Nachbesserung bedarf. Vor allem andern ist es die Nistmulde, deren behagliche Einrichtung und saubere Ausstattung ihr am Herzen liegt. Wolle, Federn, Lumpen, Haare, Halme und andere schmieg- und biegsame Gegenstände werden von nah und fern herangeschleppt, um zu einem weichen und warmen Lager für die Nachkommenschaft sorgfältig zurechtgelegt zu werden. Ist die Kinderwiege so eingerichtet, daß sie den hohen Anforderungen des lieben Mutterherzens in jeder Hinsicht genügt, dann beginnt Frau Langbein zu brüten. Sie verläßt dann das Nest nur noch, um sich die allernotwendigsten Bewegungen zu verschaffen.

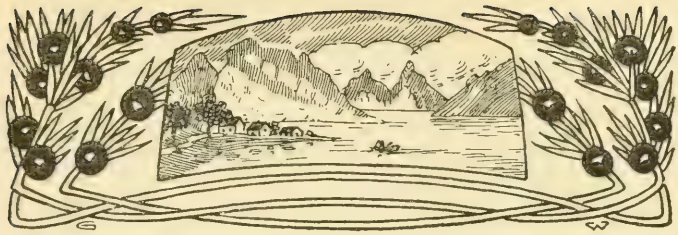
Für Gevatter Langbein beginnen nun arbeitsreiche Tage. Er hat die brütende Gattin mit Futter zu versorgen und ihr die Langeweile bei Ausübung ihrer Mutterpflichten zu vertreiben. Doch wer Gelegenheit nimmt, ihn zu beobachten, wird erkennen, daß er sich trotz aller Mühen und Lasten so wohl fühlt, wie sich ein Vater an der Wiege seiner einstigen Stammhalter nur zu fühlen vermag. Jeder Blick und jede seiner Regungen und Bewegungen zeugt von Vaterglück, und seine geklapperten, weithin durch die Dorflandschaft schallenden Tonleitern reden zu uns von der hohen Freude, die sein Storchherz erfüllt.

Ein liebliches Bild häuslichen Glückes und elterlicher Freude bietet das Storchnest mit seinen Jungen. Je größer diese werden und je kecker und dreister sie sich benehmen, mit desto größerer Sorgfalt suchen die Eltern sie zu beschirmen und zu behüten. Schützend stellen sie sich zwischen sie und die brennenden Strahlen der Sommersonne und suchen sie bei Regen- oder sonstigem Unwetter mit den Flügeln zu bedecken. Ganz besondere Angst und Unruhe bemächtigt sich des besorgten Vater- und Mutterherzens beim Anzuge eines Gewitters oder bei einer Feuersgefahr. Beispiele haben bewiesen, daß sich Storcheltern bei Feuersbrünsten verzweiflungsvoll in die wild lodernden Flammen stürzen, um ihren bedrohten Kindern Rettung zu bringen, und um dann selbst als Opfer ihrer Liebe zugrunde zu gehen.

Sobald die Jungen sich im Neste aufrichten und vom Lagerplatze bewegen können, schleppen Vater und Mutter Reiser und Holzstückchen herbei, um eine Brustwehr zu errichten, die den „Kiekindiewelt" nur einen für sie ungefährlichen Auslug in Hof, Garten und Feld gestattet.

Etwa zwei Monate nach ihrem Geburtstage unternehmen die Jungen die ersten Spaziergänge auf dem Nestrande und dem Dache. Das ist dann nicht bloß ein Jubel und eine große Freude für sie und die Eltern, sondern auch für die Dorfbewohner, die an der Entwickelung und dem Gedeihen der Storchkinder den regsten Anteil nehmen. Lautes Beifallklatschen und aufmunternde Zurufe begleiten jeden ihrer noch sehr unsicheren Schritte und Tritte. Bald gelingt es ihnen, die Schwingen zu schlagen und unter flugähnlichen Bewegungen auf der Dachhöhe herumzuturnen. Sobald sie der Kraft ihrer Flügel vertrauen können, geht's in Gesellschaft der Eltern auf die nächste Wiese, zum Bache oder Weiher, um die ersten selbständigen Jagdversuche auf Frösche zu machen. Die Nächte verbringt die Familie im Horste.

Wenn sich die ersten Vorboten des Herbstes zeigen, versammeln sich die Störche verschiedener Gegenden auf einem bestimmten Platze. Vor der Abreise wird unter ihnen Musterung gehalten. Ein alter Storch, der gewöhnlich der größte und stärkste ist, und darum das besondere Ansehn der andern genießt, geht prüfend an den Reihen der geordneten Reisegesellschaft entlang, um festzustellen, wer der beschwerlichen Reise nach dem fernen Süden gewachsen ist. Findet er alles in Ordnung und seinen Anforderungen entsprechend, so gibt er seiner Zufriedenheit in einem lustigen Geklapper Ausdruck, in das alle Reisegenossen mit einstimmen. Entdeckt er jedoch einen Storch, den er für reiseuntüchtig hält, so wird er durch Schnabelhiebe getötet. Darauf erhebt sich die Gesellschaft, kreist noch einigemal, klappernd Abschied nehmend, über der Heimat und zieht dann fort in die weite, weite Fremde.



Der Störche Abschied.

Ade nun, du Haus mit dem gastlichen Dach,
Auf dem wir so lustig geklappert!
Lebt wohl nun, ihr Erlen und Blumen am Bach,
Mit denen manch' Wort wir geplappert!
Ihr Buben und Mädchen, so sonnenverbrannt,
Lebt wohl! Wir ziehn in ein wärmeres Land!
Ade!

Ihr Eichen und Buchen dort drüben im Forst,
Was schüttelt so ernst ihr die Kronen? —
Habt Dank für den Baustoff zum heimischen Horst,
In dem wir manch' Sommer schon wohnen!
Ihr bleibt in der Heimat, so rauh nun und kalt:
Seid wacker und trotzet des Winters Gewalt
Ade!

Ade nun, du Berg und du wiesenreich' Tal,
Wo alle so lieb uns begegnet!
Ade auch, du Garten, ohn' Maß und ohn' Zahl
Mit köstlichen Früchten gesegnet!
Wie werden die Kinder von Herzen sich freun,
Wenn Birnen und Äpfel die Pfade bestreu'n!
Ade! Ade!

Empfehlenswerte Jugend-Literatur

A. Anton & Co., Berlin und Leipzig
Verlag für Pädagogik und Jugendliteratur

Gefiederte Baukünstler

(Neue Folge)

Charakterschilderungen aus der Vogelwelt unter besonderer Berücksichtigung der Nestbauart der Vögel

von Ed. Wolf-Harnier

Mit 4 Buntbildern von Alf. Busch-Leipzig und zahlreichen Text-Illustrationen von dem Verfasser

Preis gebunden M 1.80

Wolf-Harnier ist ein Dichter und Künstler zugleich, der seit Jahren zu den Lieblingsautoren unseres Volkes und namentlich unserer Jugend gehört. Seine Schilderungen aus dem Leben der Vogelwelt müssen meisterhaft genannt werden. Jedem, der sie liest, geht ein völlig neues Verständnis für Leiden und Freuden, Art und Wesen der gefiederten Bewohner des Waldes auf. Höchst bedeutsam ist es, wie der Autor die Vögel, je nach der Art, wie sie ihre Brutstätten herrichten, in Handwerksklassen einteilt. Zimmerer nennt er die einen, Dachdecker, Schneider usw. die anderen. Dadurch bringt er ihre Lebensgewohnheiten in engste Beziehungen zu denen des Menschen und erleichtert dem Kinde wesentlich das Verständnis. Wer sich einmal in diese gemütvollen Schilderungen aus dem Familienleben der Vogelwelt vertieft hat, wird gern immer und immer wieder nach dem Buche greifen. Die Illustrationen sind meisterhaft und bilden mit dem Text ein untrennbares Ganzes. Gediegenere geistige Kost als dies von einem bewährten Jugendbildner geschaffene Werk kann dem Kinde kaum geboten werden.

A. Anton & Co., Berlin und Leipzig
Verlag für Pädagogik und Jugendliteratur

Der Tiere Lust und Leid

Charakterschilderungen aus dem Leben der Tiere

von Hermann Thomas

Rektor in Berlin

Mit 4 Buntbildern von Alf. Busch-Leipzig und zahlreichen Text-Illustrationen von Ed. Wolf-Harnier

Preis gebunden M 1.80

Liebe zum Tiere und feinstes Verständnis für seine Individualität hat den Verfasser vorliegenden Buches zu seinem Werke begeistert. Alles ist so launig, so gemütvoll gesund, daß jeder sich gern wieder und wieder in diese reizenden Schilderungen aus dem Leben der Tiere vertiefen wird. Der Inhalt steht auf streng naturwissenschaftlicher Basis. Zugleich aber wird das Tier überall in gewissem Sinne vermenschlicht eingeführt. Es tritt als handelnde Person auf, dessen Erlebnisse die innigste Anteilnahme des Lesers erwecken. Der gewissermaßen novellistische Zug, der in den einzelnen Geschichten zur Geltung kommt, hält das Interesse des Lesers ständig wach und fesselt seine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Eine an einem solchen Werke herangebildete Jugend wird das Tier achten und lieben und seine Bedeutung im Haushalte der Natur schätzen und richtig bewerten lernen. Hervorragende Fachmänner, denen das Werk zur Prüfung vorgelegen, nennen es eine Meisterleistung bezüglich seines Inhaltes und seiner Ausstattung.

A. Anton & Co., Berlin und Leipzig
Verlag für Pädagogik und Jugendliteratur

Der Tiere Lust und Leid

(Neue Folge)

Charakterschilderungen aus dem Leben der Tiere

von Hermann Thomas

Rektor in Berlin

Mit 4 Buntbildern von Alf. Busch-Leipzig und zahlreichen Text-Illustrationen von Ed. Wolf-Harnier

Preis gebunden M 1.80

Ob Thomas uns von der Geschichte einer Hamsterfamilie berichtet, ob er von dem Leben des Hasen, des Fuchses, der Wildgans, der Biene, des Frosches, des Elefanten oder gar der Auster und des Stichlings erzählt, immer weiß er den richtigen, der Individualität des betreffenden Tieres entsprechenden Ton zu treffen. Wer so aus vollem Herzen zu schildern weiß, liebt selbst das Tier und seine Art, und was er sagt, wirkt belehrend und wohltätig zugleich auf Geist und Gemüt des Lesers ein. Thomas Schriften wecken den Sinn für die Natur und schärfen die Beobachtung und wirken darum in hohem Grade bildend und erzieherisch. Ihr besonderer Vorzug besteht darin, daß sich nirgends eine Tendenz störend breit macht, wohl aber schmeicheln die in ihnen enthaltenen Lehren sich leise aber dafür um so eindringlicher in das Herz ein. Eingestreute, formvollendete Gedichte bieten willkommene Abwechslung. Die meisterhaften Illustrationen werden mit dazu beitragen „Der Tiere Lust und Leid" zu einem Lieblingsbuch unserer Jugend zu machen.

A. Anton & Co, Berlin und Leipzig
Verlag für Pädagogik und Jugendliteratur

Haulemann

Was Wald und Flur erzählen

In Wort und Bild dargestellt von Eduard Wolf-Harnier

4.—6. Tausend. — Preis 3 Mark

Über dies mit 100 Illustrationen geschmückte Geschichten- und Gedichtbuch schreibt Prof. Dr. Fritze-Köpenick.

Wolf-Harnier trifft den rechten Ton für Kinder, und die Dichtungen sind so formvollendet, daß man aus diesem Grunde seine Freude an ihnen hat. Ein besonderer Schmuck sind die gleichfalls vom Verfasser gezeichneten Bilder, die dem Kinde seine Lieblinge aus der Tierwelt so recht vermenschlicht zeigen, und durch ihren künstlerischen Wert und echten Humor auch das Alter entzücken.

Die Deutsche Schulzeitung urteilt:

Die Dichtungen sind formvollendet, und wenn ich sage, sie sind zum großen Teile wert, daß sie Aufnahme in Lesebücher finden, so ist damit wohl das höchste Lob ausgesprochen, das man solchen Dichtungen und ihrem Verfasser spenden kann. Auch die Prosa ist vortrefflich: konkret, einfach, ohne nichtssagende Wendungen. — Um die Zukunft des Haulemann ist uns nicht bange; er ist so geraten, daß er bald der beste Freund aller großen und kleinen Kinder werden dürfte.

Prof. Dr. Wychgram, Schulrat in Lübeck äußert sich:

Die launigen und sinnigen Vermenschlichungen der Tiere, der zarte und doch kräftige Naturssinn, der aus so manchem Bilde spricht, werden unsere Kinderwelt entzücken und in ihr eines der für das Lebensglück notwendigsten Gefühle beleben: das für die Natur. Nehme ich noch dazu, daß die lustigen, melodischen Verse so ganz in die Stimmungswelt des Kindes eingehen, so kann ich nicht anders, als an eine recht glückliche Zukunft des Buches zu glauben.

A. Anton & Co., Berlin und Leipzig
Verlag für Pädagogik und Jugendliteratur

All-Deutschlands Jugend

Unsern lieben Buben und Mädchen gewidmet vom

Deutschen Lehrer-Schriftstellerbund

Quart-Format. — Reich illustriert. — Preis geb. 3 Mark

27 verschiedene Autoren, sämtlich Pädagogen von Ruf und Beruf haben in gemeinsamer Arbeit dies eigenartige Werk geschaffen. Bald kommt in ihm ein Dichter zu Wort, bald unterhalten Fabeln und Märchen den Leser, bald wecken geschichtliche Erzählungen oder Schilderungen aus dem Tier- und Naturleben das Interesse der kleinen Leute, für die es bestimmt ist. Auch an Rätseln und Spielen ist kein Mangel.

Vieles ist hier zusammengetragen und vieles wird hier gebracht, und alles Verbundene fesselt Herz und Gemüt des Kindes in hohem Grade.

Zur besonderen Zierde gereicht dem Buche seine illustrative Ausstattung, die Eduard Wolf-Harnier besorgt hat. Namentlich die zahlreichen farbigen Bilder, in denen vielfach ein gesunder Humor zum Ausdruck kommt, werden die Beschauer zu hellem Jubel begeistern.

Eltern, Lehrer und Kinder werden an diesem Buche die gleiche Freude haben.

Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig und Berlin

Für die Fest- und Gedenktage des Lebens

Reichhaltige Sammlung von Geburtstags-, Neujahrs- und Jubiläumswünschen, Prologen, Festliedern, Begleitversen zu Geschenken, Widmungen, Stammbuchblättern nebst kleinen Geburtstags-, Weihnachts- und Neujahrsliedern mit leichter Klavierbegleitung,

kleine Festreigen und Fest-Spiele für Haus und Garten

von

Marie Müller

2 Teile

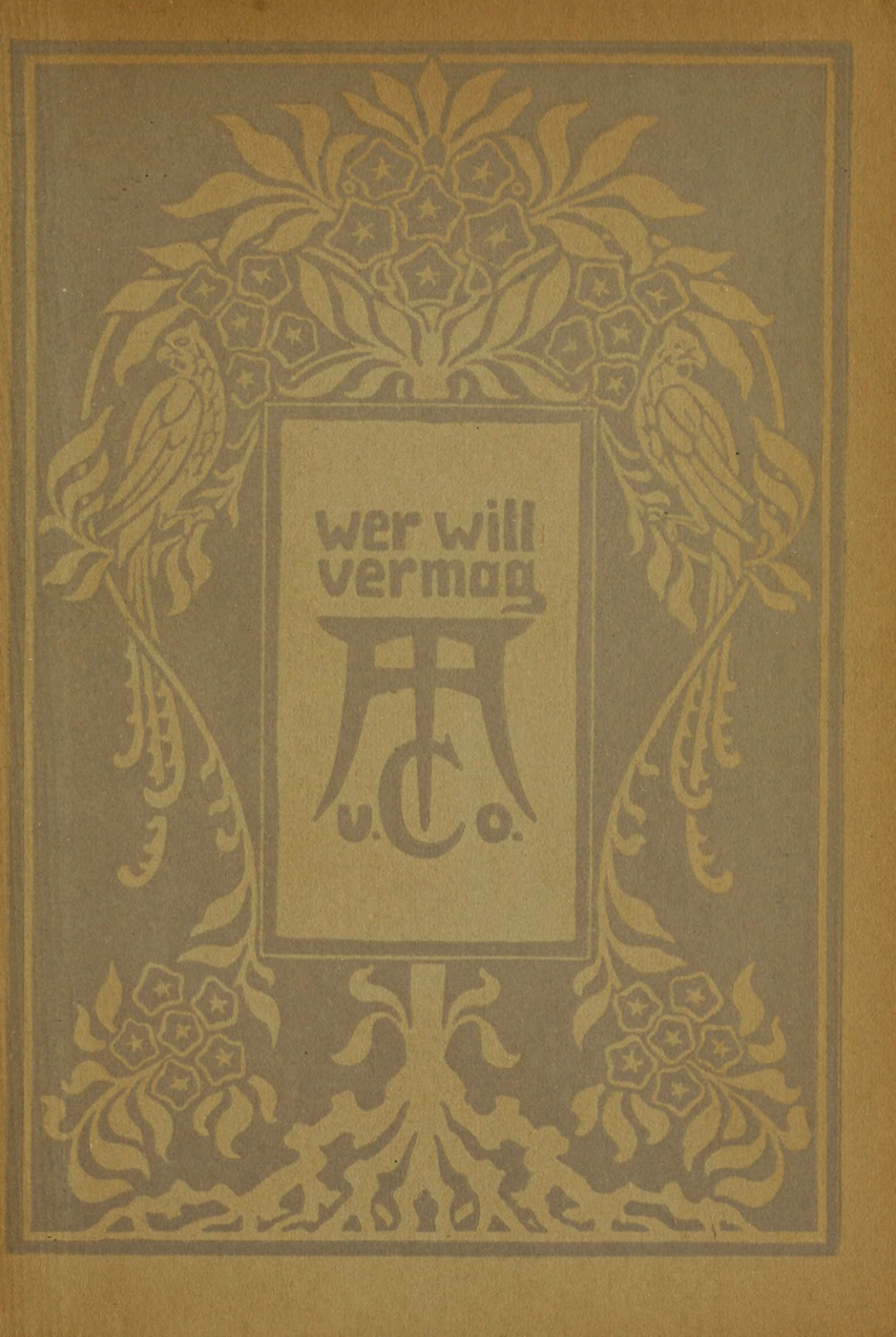
Preis jeden Teiles M 1,20, eleg. gebunden M 1,80, in einem Bande gebunden M 3,—.

Auch dieses Werkchen verfolgt pädagogische Zwecke und dürfte darum als Supplement zu andern Erziehungsschriften geeignet sein, den Beifall zahlreicher Jugendbildner zu erringen.

Eine derartige Sammlung, die in reichhaltigster Weise den Gesang berücksichtigt, existierte unseres Wissens bisher noch nicht.

Es war ein glücklicher Gedanke von Marie Müller für dies Werk nicht nur Darbietungen älterer Autoren auszuwählen, sondern auch zahlreiche lebende Schriftsteller und Komponisten zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen. Dadurch hat es eine Frische und Lebendigkeit erhalten, die es ganz besonderer Beachtung wert macht.

wer will
vermag
u. C o.


wer will
vermag
u. Co.

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00699 9403